INHALT

Editorial 258
Björn ***Hagen***

Traumapädagogik – eine junge Fachdisziplin, die zum Handeln befreit 260
Wilma ***Weiß***

Zur Notwendigkeit fachlicher Standards für eine traumapädagogische Praxis in Einrichtungen der stationären Kinder- und Jugendhilfe 268
Martin ***Kühn***

Traumatisierte Kinder und Jugendliche in der stationären Jugendhilfe: Traumapädagogisches Praxiskonzept der Evangelischen Jugendhilfe Menden 288
Claudia ***Schirmer***

Entwicklungstraumastörungen als Querschnittsaufgabe 299
Jochen-Wolf ***Strauß***

Gesetze und Gerichte 309
Christian ***Müller***

Einrichtungsportrait: 314
Das Eylarduswerk in Bad Bentheim
»Fachkräfte gewinnen – stärken – halten«
Gabriele ***Trojak-Künne***

EREV-Vorstand/Fachbeirat: 318
Die Journalistin Barbara Schönherr stand Rede und Antwort
Annette ***Bremeyer***

Rückschau: Forum 321
»Verwaltung und Pädagogik: Führen, leiten, managen« vom 20. bis 22. September 2011 in Eisenach
Björn ***Hagen,*** *Petra* ***Wittschorek***

Die Tagesklinik in der Bergischen Diakonie Aprath in Wülfrath 325
Annette ***Bremeyer***

Rückschau: EREV-Fachtag 327
»Basiswissen Datenschutz – Ist gute Arbeit trotz Schweigepflicht möglich?« am 30. September 2011 in Kassel
Annette ***Bremeyer***

Rückschau: EREV-Forum 329
»Baustelle Sozialraum« vom 05. bis 07. Oktober 2011 in Hannover
Annette ***Bremeyer***

Exkursion ins Nachbarland 330
Susanne ***Götze-Mattmüller,*** *Reinhard* ***Pöhlker***

Ein (roter) Punkt für die Diakonische Jugendhilfe Region Heilbronn: Die Verleihung des red dot design awards in Berlin 334

Hinweise 335

Auf ein Wort *U3*
»Lass dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem«
Claus ***Fitschen***

Beilagenhinweis:
Dieser Ausgabe liegt das Programm des EREV-Forums »Fünf-Tage-Gruppen und Tagesgruppen« 2012 bei.

Wir wünschen allen Leserinnen und Lesern ein frohes Weihnachtsfest und ein gesundes neues Jahr.

Editorial

*Björn **Hagen**, Hannover*

Ein aktuelles gesellschaftspolitisches und fachliches Thema ist in diesen Tagen in der öffentlichen Diskussion: Wie das statistische Bundesamt bekannt gegeben hat, waren 2009 mehr als zwölf Millionen Deutsche von Armut bedroht. Fast jede sechste Bundesbürgerin und Bundesbürger war demnach hiervon betroffen. Am stärksten armutsgefährdet sind Arbeitslose und Alleinerziehende. Frauen sind häufiger betroffen als Männer, Jugendliche stärker als Ältere und Singles öfter als Menschen mit Familie. Im Vergleich zu 2008 blieb das Armutsrisiko nahezu gleich:

- 2007 bei 15,2 Prozent
- 2008 bei 15,5 Prozent
- 2009 bei 15,6 Prozent

der Bevölkerung. Die Interpretation dieser Situation ist höchst unterschiedlich. Für das Bundessozialministerium belegt die Statistik die Leistungsfähigkeit der sozialen Sicherungssysteme und für einige Sozialverbände ist es der Beleg für eine verfehlte Politik und der Beweis für eine wachsende Kluft zwischen arm und reich. Als »armutsgefährdet« gilt, wer weniger als 940,- Euro monatlich zur Verfügung hat.

Verknüpft man die Tatsache, dass Alleinerziehende von Armut bedroht sind, mit dem Zusammenhang, dass diese Lebenslage ebenfalls zur erhöhten Inanspruchnahme von Erziehungshilfen führt, bekommt die aktuelle fachpolitische Diskussion um die »Wiedergewinnung kommunalpolitischer Handlungsfähigkeit zur Ausgestaltung von Jugendhilfeleistungen« eine gesamtgesellschaftliche Bedeutung. Das Papier wurde in der Koordinierungssitzung der Staatssekretäre der SPD geführten Länder in diesem Jahr behandelt. Die Verwirrung hierüber ist groß, da dieses keinerlei offiziellen Charakter haben soll und demnach lediglich Gedanken von Einzelnen widerspiegelt. Unabhängig von dem Stellenwert lohnt es sich, einen Blick auf das zugrundeliegende Paradigma zu richten.

Im Fachbeirat des Evangelischen Erziehungsverbandes wurde die Diskussion mit der Journalistin geführt, die im Berliner »Tagesspiegel« geäußert hat, dass die sozialpädagogische Familienhilfe dazu dient, die Kassen der freien Träger zu füllen. Das Arbeitspapier der A-Staatssekretäre passt hierzu und beschreibt die angebliche Fehlsteuerung in der Kinder- und Jugendhilfe aufgrund der Ausgestaltung des Hilfsangebotes als individuellen Rechtsanspruch. Diesen gilt es »durch eine Gewährleistungsverpflichtung des öffentlichen Jugendhilfeträgers« zu ersetzen. Die Lösung soll darin liegen, ein Rangverhältnis zwischen sozialräumlichen Hilfen und den Hilfen zur Erziehung zu definieren. Hierbei werden Hilfen zur Erziehung gegen sozialräumliche Angebote gestellt. Sowohl in den Zeitungsartikeln als auch in dem Gedankengang des Arbeitspapieres liegt das gleiche Misstrauen gegenüber den freien Trägern und Wirkungen der Erziehungshilfen zugrunde.

Unter Beteiligung des EREV suchten Träger und Fachverbände auf dem Fachtag »Diakonische Dienstleistungen in Zeiten knapper Kassen« nach Lösungen in der kommunalen Finanzkrise, die auch mit ausschlaggebend für das Arbeitspapier der A-Staatssekretäre ist. Die Vertreterin des Deutschen Städtetages, Verena Göppert, betonte in diesem Zusammenhang, dass der Rechtsanspruch in der Kinder- und Jugendhilfe nicht in Frage gestellt ist. Sie beschreibt, »die Spirale bei den Sozialausgaben dreht sich immer schneller«. Wilfried Knorr, Vorsitzender des Evangelischen Erziehungsverbandes e. V. (EREV) machte in seinem Vortrag deutlich, dass leere Kassen ein altes Thema sind, aber gemeinsam Auswege und Möglichkeiten gesucht werden müssen, um den sozialen Bedarfen Rechnung zu tragen. Soziale Ausgaben sollten als Investition in die Zukunft und nicht als

Haushaltslast betrachtet werden. Hierfür gilt es, zu kämpfen. Dies bekräftigte der EREV-Vorsitzende auch auf dem Forum »Sozialraum«, das der Evangelische Erziehungsverband jährlich im Herbst veranstaltet und das in diesem Heft rückblickend vorgestellt wird.

Der Einsatz für soziale Investitionen wird auch in der vorliegenden Ausgabe der »Evangelischen Jugendhilfe« deutlich. Viele Kinder und Jugendliche in der stationären Jugendhilfe weisen multiple Symptome traumatischer Stressreaktionen sowie massive Beeinträchtigungen im Bindungsverhalten auf. Bei der Traumapädagogik, deren Begriff zum Teil inflationär benutzt wird, steht die ressourcen- und lösungsorientierte pädagogische Arbeit im Vordergrund. Die Aufgaben, die mit der Arbeit für die jungen Menschen verbunden sind, lassen sich nur in abgestimmter gemeinsamer Arbeit angehen. ❑

Ihr
Björn Hagen

Dr. Björn Hagen
Geschäftsführer, EREV
Flüggestr. 21
30161 Hannover
b.hagen@erev.de

Nr.: 11/2012

EREV – FREIE SEMINARPLÄTZE – FREIE SEMINARPLÄTZE

Bindungsfähig – aber wie?

Erkenntnisse und Anregungen aus der Bindungsforschung für die Arbeit in den Erziehungshilfen

Inhalt und Zielsetzung

Immer wieder begegnen uns Kinder und Jugendliche, die sich abweisend, »nervend« oder widersprüchlich verhalten. Was können wir tun, um auch zu ihnen eine gute und professionelle Beziehung aufzubauen und ihnen eine Korrektur ihrer bisherigen Bindungserfahrungen zu ermöglichen?

Die Erkenntnisse der Bindungsforschung helfen, das Verhalten der Kinder und Jugendlichen zu verstehen. Sie zeigen uns auch, was diese Kinder für ihre weitere Entwicklung brauchen. Uns selbst kann dieses Wissen vor Verstrickungen in das System des Kindes und vor negativen Emotionen in unserer Arbeit schützen.

Mit Hilfe verschiedener Methoden werden wir uns die Erkenntnisse der Bindungsforschung aneignen und auf verschiedene konkrete Fälle beziehen. Dabei werden wir versuchen, das Empfinden der betroffenen Kinder und Jugendlichen nachzuvollziehen, um daraus Lösungen für den Umgang mit ihnen zu entwickeln. Ein kurzer Blick auf die mögliche Tradierung von Bindungsmustern von einer Generation auf die nächste kann helfen, auch die Eltern dieser Kinder besser zu verstehen und eine bessere Beziehung zu ihnen aufzubauen.

Die Fortbildung möchte auch dazu einladen, im geschützten Rahmen über die eigenen Bindungserfahrungen und deren Anteile in unserer Arbeit nachzudenken.

Methodik	Inputs, Kleingruppenarbeit, Übungen, Fallarbeit
Zielgruppe	Interessierte Kolleginnen und Kollegen, die sich mit dem Thema noch einmal intensiv beschäftigen möchten
Leitung	Monika Sausen, Neuwied
Termin/Ort	
Teilnahmebeitrag	269,- € für Mitglieder / 309,- € für Nichtmitglieder, inkl. Unterkunft und Verpflegung
Teilnehmerzahl	15

Traumapädagogik – eine junge Fachdisziplin, die zum Handeln befreit

*Wilma **Weiß**, Hanau*

Traumapädagogik ist eine Antwort und sie versucht, eine Antwort auf die Fragen, die traumatisierte Mädchen und Jungen den Menschen in den Hilfesystemen stellen, zu geben. Ihre zaghaften Anfänge datiere ich auf Mitte der neunziger Jahre als ein Ergebnis der Enttabuisierung sexueller Gewalt. Die Traumapädagogik ist keine Therapeutisierung der Pädagogik, sie hat viele Wurzeln – vor allem pädagogische – auch wenn sie ohne die Psychotraumatologie nicht denkbar ist. Unterschiedliche Konzepte der Traumapädagogik sind im Entstehen. Bei all diesen Konzepten spielt eine offene Definition von Traumabearbeitung eine Rolle; diese wird hier dargestellt. Ein zentrales Konzept der Traumapädagogik ist die Pädagogik der Selbstbemächtigung. Erste Erfahrungen zeigen: Traumapädagogik wirkt, sie ist eine junge Fachdisziplin, die zum Handeln befreit.

Die Entstehung

Traumatisierte Mädchen und Jungen sind selten pflegeleicht

Laut Untersuchungen aus Deutschland und der Schweiz sind über 75 Prozent der Mädchen und Jungen in der stationären Jugendhilfe traumatisiert (vgl. Schmid et al. 2010, S. 238). Sie übertragen traumatische Lebenserfahrungen. Sie bunkern Essen, weil sie fast verhungert wären. Sie schlagen, damit sie nicht selbst geschlagen werden. Sie prostituieren sich, weil sie gelernt haben, dass das Zuwendung bedeutet. Sie nehmen keine Hilfe an, weil sie Erwachsene bislang nie als hilfreich erlebt haben. Sie haben Schwierigkeiten mit Beziehungen. Sie kleben am Rockzipfel der Pädagogen/innen, weil diese ja sonst abhauen könnten wie die Mutter oder der Vater. Sie sind übererregt, ständig auf der Hut, fühlen sich immerzu angegriffen und explodieren völlig unvermittelt. Oder sie sind nicht zu fassen, zu spüren, vermeiden den Kontakt, fühlen sich und die Welt nicht, sie dissoziieren. Möglicherweise betäuben sie sich, um belastende Bilder, Gedanken und Stimmen wegzuschieben. Sie suchen Hilfe und wissen nicht wie. Sie haben kumulative/chronische Traumata überstanden und nun einen intensiven pädagogischen Hilfebedarf. Die junge Fachdisziplin »Traumapädagogik« will die belasteten Mädchen und Jungen bei ihrer Traumabearbeitung durch die Adaption psychotraumatologischen Wissens und durch die Überprüfung vorhandener und neuer pädagogischer Methoden und Inhalte unterstützen. Immer deutlicher wird, dass wir ohne »Traumasensibilität« nicht ausreichend unterstützen können. Und so finden wir im 13. Kinder- und Jugendhilfebericht der Bundesregierung die Forderung nach mehr Traumasensibilität, das heißt, die Einschätzung, dass »Erkenntnisse über Trauma« expliziter als bisher für die Förderung von Kindern und Jugendlichen genutzt werden könnten. Dies hätte zu dem neuen Fachbegriff »Traumapädagogik« geführt (13. Kinder- und Jugendbericht, 2009, S. 239).

So hat es angefangen

Traumapädagogik ist eine junge Fachdisziplin. Sie ist in der Praxis entstanden. Spätestens seit der Enttabuisierung sexueller Gewalt beschäftigen sich Pädagoginnen und Pädagogen in Einrichtungen der Jugendhilfe und Pflegeeltern und ihre Beraterinnen mit der Frage, wie sie traumatisierte Kinder und Jugendliche – damals sexuell traumatisierte – im pädagogischen Alltag effizienter unterstützen können (Eberhard/Eberhard 2000, Weiß 1996 u. a.). Mit Erweiterung des Fokus auf alle Traumatisierungen wächst unter den Kolleginnen und Kollegen in der Kinder- und Jugendhilfe das Interesse an den Erkenntnissen der Psychotraumatologie. Es wird deutlich, dass dieses Wissen eine wertvolle Hilfe für die adäquate Un-

terstützung von Mädchen und Jungen wie Jana und Philipp ist. Auch im Kontext des Pflegekinderwesens wird die Auseinandersetzung über die Hilfe für traumatisierte Kinder intensiver. In dieser Zeit habe ich mich mit den besonderen Belastungen der Kolleginnen und Kollegen in Einrichtungen der Jugendhilfe und der Pflegeeltern befasst und bin zu drei zentralen Erkenntnissen gelangt.

1. Die Kolleginnen und Kollegen sind mit Verhaltensweisen der traumatisierten Mädchen und Jungen konfrontiert wie beispielsweise Übertragungen traumatischer Erfahrungen und Bindungsmuster, Übererregung und Dissoziation, auf die sie durch die Ausbildung in keiner Weise vorbereitet waren.
2. Eine Vermeidung von traumabezogenem Material – wie hin und wieder immer noch von Therapeutinnen oder Mediziner gefordert wird – ist im pädagogischen Alltag schlicht nicht möglich, also brauchen wir Ideen, Konzepte und Methoden, wie dieser Umgang aussehen kann.
3. Die Kollegen/innen und die Pflegeeltern leisten viel und unterstützen die Mädchen und Jungen mit viel innerer Anteilnahme. Das muss auch in der Vorbereitung und Unterstützung der Kollegen/innen einen Ausdruck finden.

Diese Erkenntnisse haben mich 1999 motiviert, ein Fachbuch zu schreiben: »*Philipp sucht sein Ich. Zum pädagogischen Umgang mit Traumata in den Erziehungshilfen*« (1. Auflage 2003). 2002 eröffneten Martin Kühn und Volker Vogt das Diskussionsforum www.traumapaedagogik.de, um Antworten auf die Fragen zu finden, die uns lebensgeschichtlich belastete Kinder und Jugendliche im pädagogischen Alltag stellen. 2008 initiieren Martin Kühn und ich die Gründung einer *Bundesarbeitsgemeinschaft für Traumapädagogik* (www.bag-traumapaedagogik.de). Diese stellt sich die Aufgabe, **die Entwicklung und Forschung von Konzeptionen und Projekten in Erziehungs-, Bildungseinrichtungen und der Jugend- und Behindertenhilfe zu Themen der psychischen, physischen, sozialen und gesellschaftspolitischen Grundlagen und Folgen von Stressreaktionen bei Kindern und Jugendlichen auf traumatische Lebensereignisse und entsprechenden pädagogischen Begegnungen und Interventionsmöglichkeiten voranzubringen. Bislang besteht ein mit der Deutschen Gesellschaft für Psychotraumatologie (DeGPT) gemeinsam entwickeltes Curriculum für die Weiterbildung zum/zur Traumapädagogen/in, und derzeit diskutieren wir traumapädagogische Standards für Einrichtungen der Jugendhilfe (vgl. Kühn, in diesem Heft).**

Die Traumapädagogik ist nicht, was unten rauskommt, wenn oben Psychotraumatologie reingesteckt wird: Über ihre Wurzeln

Natürlich ist die Traumapädagogik nicht ohne die Erkenntnisse der Psychotraumatologie denkbar. Und ich lese immer wieder dankbar Bücher wie »Die Narben der Gewalt« von *J. L. Herman,* »Traumatic Stress« von *Bessel van der Kolk et al.* und »Verwundete Kinderseelen heilen« von *Peter Levine und Maggie Kline*. Ihnen und vielen anderen gebührt das Verdienst, auf die Wunden traumatischer Erfahrungen in Leib und Seele der Menschen aufmerksam gemacht und viele hilfreiche Prozesse angestoßen zu haben. Und dennoch wurzeln viele Inhalte und Methoden der Traumapädagogik in den besten Traditionen der Pädagogik, die bedauerlicherweise auch weniger gute Traditionen bearbeiten muss. Viele der guten Impulse verdanken wir der durch sexuelle Gewalt bedauerlicherweise diskreditierten **Reformpädagogik.** *Janus Korczak* betonte die Individualität jedes einzelnen Menschen. *Maria Montes*sori prägte das Konzept »Hilf mir es selbst zu tun«. Die Bedeutung der persönlichen Beziehung für persönliches Wachstum und fürs Lernen beschäftigte schon *Pestalozzi*. Heute setzt sich auch bei den therapeutischen Disziplinen die Erkenntnis durch, dass die Beziehung absoluten Vorrang vor der Methode hat. *Andreas Mehringer* entwirft sieben Regeln einer kleinen **Heilpädagogik,** da die Kinder »zu ihrer Zeit, zur rechten Zeit Hilfe brauchen« (Mehringer 1979, S. 17). Von *Paolo Freire* haben wir gelernt, dass Pädagogik ohne politische Einflussnahme unzureichend ist. Kommunikation

unterstützt die Reflexion und damit die Selbstbemächtigung, so begründete er die Notwendigkeit des dialogischen Prinzips. Seine **Pädagogik der Befreiung** stärkte weltweit demokratische Basisprozesse. Ansätze einer traumapädagogischen Unterstützung lebensgeschichtlich belasteter Mädchen und Jungen, die sich beispielsweise aus den Erkenntnissen der Psychoanalyse speist, reichen fast hundert Jahre zurück. *August Aichhorn* (1878 – 1949) entwarf ein erstes Konzept **psychoanalytischer Pädagogik.** Wenig später entwickelten *Bruno Bettelheim* (1902 – 1988) in der *Sonia Shankman Orthogenic School* der Universität Chicago und Fritz Redl (1903 – 1990) und David Wineman im »Pioneer House«, einem kleinen Erziehungsheim in einem Elendsviertel von Detroit (1946) **milieutherapeutische Konzepte.** Sie stellten einen Lebensraum bereit, in dem das Kind es sich leisten kann, schädigende Abwehrhaltungen aufzugeben und heilsamere emotionale Bindungen einzugehen, »... ein echtes therapeutisches Milieu solle in ausreichendem Maße Bestandteile enthalten, die über das augenblickliche Niveau der von Pathologie her bestimmten Behandlungsmaßnahmen hinaus Wachstum und Wandlung unterstützen« (Redl 1987, 1971, S. 84).

Historisch kennzeichnet der milieutherapeutische Ansatz die Notwendigkeit der Öffnung der Pädagogik für andere Bezugswissenschaften. Zur Präzisierung bietet sich heute folgende Definition an: »Die Herstellung des therapeutischen Milieus erfolgt auf mindestens zwei Ebenen:

1. auf der Alltagsebene durch die Etablierung einer stationären Bezugsbetreuung,
2. auf der psychotherapeutischen Ebene durch das Angebot einer tragfähigen therapeutischen Beziehung. In enger Vernetzung ...« (Gahleitner 2010, S. 134).

Das Angebot eines therapeutischen Milieus setzt in der Tradition der Gründerväter eine therapeutische Begleitung voraus und einen **Aufdeckungsraum,** möglicherweise in dieser Tradition eine Fixierung auf diesen Aufdeckungsraum: »Im Rahmen ihrer Bemühungen um adäquatere Unterstützungsleistungen der Heimkinder fand auf Grundlage psychoanalytischer Methoden eine Fixierung auf therapeutische Ausgaben statt, da gezielt die Exploration und Aufarbeitung unbewusster Konflikte angestrebt wurde« (Kleid 2008, S. 36). Mit der Begrifflichkeit »therapeutisches Milieu« wird der sprachliche Fokus auf Therapie gelenkt. Möglicherweise transportiert der Begriff »therapeutisches Milieu« immer noch eine Bewertung – therapeutisch besser als (trauma)pädagogisch – die auch gesellschaftlich beispielsweise durch Ausbildung und Bezahlung zementiert. Traumapädagogik ist wie jede gute Pädagogik nicht denkbar ohne Berücksichtigung vor allem der Erkenntnisse **der Bindungstheorie**, der **Resilienzforschung,** der **Gesundheitslehre** und **der therapeutischen Wissenschaften**. Besondere Bedeutung für die Konzeptionierung der Traumapädagogik haben neben den Erkenntnissen der **Psychotraumatologie** grundlegende Erkenntnisse der **Psychoanalyse**. Ich kann ein in traumatischen Übertragungen gefangenes Kind nicht verstehen und auch nicht unterstützen, ohne die Dynamik traumatischer Übertragungen zu kennen. Kenntnis und Reflexion der Gegenübertragung erhöhen die Handlungswirksamkeit und unterstützen die alltägliche Selbstfürsorge.

Die Traumapädagogik

Die Wurzeln	**Die Bezugswissenschaften**
• Reformpädagogik	• Erziehungswissenschaften
• Heilpädagogik	• Psychotraumatologie
• Psychoanalytische Pädagogik	• Psychoanalyse
• Die Pädagogik der Befreiung	• Bindungs- und Resilienzforschung
• Milieutherapeutische Konzepte	• Therapeutische Disziplinen

Inhalte und Methoden

Die Traumapädagogik ist ein Bestandteil der Psychotraumatologie

Wie Silke Gahleitner so wohltuend betont, leisten Fachkräfte der Sozialen Arbeit und der (Heil)Pädagogik den weitaus größten Anteil der Traumaversorgung (Gahleitner 2010). Sie haben

eine Menge an fachrelevatem Wissen. Die Kolleginnen und Kollegen in den Wohngruppen, die Pflegeeltern, die Frauen und Männer in den Erziehungsstellen und die sozialen Fachkräfte in der Behindertenhilfe haben einen großen Erfahrungsschatz und sie leisten Erstaunliches. Immer wieder beeindruckt mich zum Beispiel das Engagement von Pflegeeltern, die mit einem unvorstellbaren persönlichen Einsatz ihr Herz an traumatisierte Kinder verschenken und ihnen teilweise sehr aufopferungsvoll ohne ausreichende öffentliche Unterstützung einen großen Teil traumakorrigierende Erfahrungen und eine gute Basis für ein späteres Leben bieten. Und dennoch sind diese Bereiche der Traumaversorgung skandalös unterbezahlt.

Innerhalb der Psychotraumatologie entstehen Dialoge unterschiedlicher Berufsgruppen auf Augenhöhe, beispielhaft sind hierfür die Zusammenarbeit der Deutschen Gesellschaft für Psychotraumatologie und der Bundesarbeitsgemeinschaft für Traumapädagogik. Um diese Augenhöhe wird immer wieder gerungen, zu groß sind die Unterschiede im beruflichen Selbstverständnis. Das bislang oftmals auch schwierige Verhältnis von Pädagogen/innen und Therapeut/innen (vgl. Weiß 2011) beginnt sich zu verändern. Erkennen doch zunehmend Therapeuten an, dass die Pädagoginnen beispielsweise in stationären Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe einen Hauptanteil der Traumaarbeit[1] leisten, und ein Dialog auf Augenhöhe ist möglich und geboten.

Traumapädagogik ist nur denkbar mit einer offenen Definition von Traumabearbeitung

Traumabearbeitung ist vor allem Selbstbemächtigung in sozialen Beziehungen. Sie ist mehr als Traumaexposition im klassischen therapeutischen Rahmen, diese stellt – so Luise Reddemann und Andreas Krüger – *»… nur einen bescheidenen Baustein im Sinne der Heilung, Verarbeitung und Heilung von traumatischen Lebenserfahrungen dar …«* (Reddemann/Krüger 2007, S. 34). Traumabearbeitung erfordert zum Beispiel bei Naturkatastrophen nicht nur Erinnerungsarbeit, sondern auch – und vielleicht vor allem – die Wiederherstellung von materieller Lebensqualität. Traumabewältigung bei politischen Repressionen erfordert auch eine politische, eine gesellschaftliche Bewältigung. Im Zentrum für Traumapädagogik (www.ztp.welle-ev.de) begreifen wir Traumabearbeitung als Selbstbemächtigung eines Selbst, das über lange Zeit Objekt von Schädigern war und von traumaspezifischen Erinnerungen beeinflusst beziehungsweise besetzt ist. Ein Selbst, ein Mädchen, ein Junge, das/der sich nun auf den Weg macht, sich seiner selbst zu bemächtigen.

Selbstbemächtigung im Kontext traumatischer Erfahrungen bedeutet:

Inhalte von Traumabearbeitung

- Die Veränderungen von dysfunktionalen Einstellungen und Überzeugungen
- Die Möglichkeit, das Geschehene in die eigene Lebensgeschichte einzuordnen
- Im Leben, im »Jetzt« einen Sinn zu finden
- Körpergewahrsein und Körperfürsorge zu entwickeln
- Die Selbstregulation von traumatischen Erinnerungsebenen und traumatischem Stress
- Vertrauen in Beziehungen fassen
- Die Entwicklung einer respektierenden Haltung den eigenen Wunden / Schwierigkeiten / Beeinträchtigungen gegenüber
- Soziale Teilhabechancen erwirken

Konzepte der Traumapädagogik

Pädagogische Konzepte haben per se Veränderungsrelevanz für traumabetroffene Kinder und Jugendliche. Und im besten Fall verschwindet der Begriff »Traumapädagogik« in dreißig Jahren, weil die Inhalte und Methoden Bestandteil jeglicher guter Pädagogik sind und weil das Wissen und die Methoden nicht nur den belasteten Kindern und Jugendlichen zu Gute kommen. Heute brauchen wir die traumapädagogischen Konzepte noch, Konzepte wie etwa:

Konzepte der Traumapädagogik

- Die »traumazentrierte Pädagogik« nach Uttendörfer 2008
- Pädagogik des sicheren Ortes nach Kühn 2007
- Konzept der Selbstbemächtigung nach Weiß 2009
- Traumapädagogische Gruppenarbeit nach Bausum 2009
- Stabilisierung und (Selbst)Fürsorge für PädagogInnen als institutioneller Auftrag (Lang 2009)
- Milieutherapeutische Konzepte (Gahleitner 2010, Wagner 2009)

Im Rahmen einer **Pädagogik des sicheren Ortes**[2] wird die Gefahr von Retraumatisierungen durch Transparenz, durch Verfahren zum Schutz vor Übergriffen und vor allem durch eine konsequente Mit- und Selbstbestimmung der Kinder minimiert (Uttendörfer 2008, Kühn 2009). Die **Gruppenpädagogische Arbeit** nach Bausum berücksichtigt die Dynamik traumatischer Erfahrungen im Gruppenprozess und nutzt die Selbstheilungskräfte der Gruppe und das Expertenwissen der Mädchen und Jungen zur gegenseitigen Unterstützung. (Bausum 2009). Ein sicherer Ort für Kinder setzt die Sicherheit aller Akteure voraus, die Unterstützung von Selbstbemächtigung setzt **selbstbemächtigte Pädagogen/innen** voraus. Deshalb ist es notwendig, die Pädagogen/innen nicht nur als Umsetzerinnen sondern als Bestandteil eines traumapädagogischen Konzeptes zu verstehen (Lang 2009). **Milieutherapeutische Konzepte** beinhalten einen Aufdeckungsraum (Gahleitner 2010).

Die Pädagogik der Selbstbemächtigung

Traumatisierte Menschen waren oder sind Objekte anderer Menschen. Ihre Bedürfnisse werden nicht beachtet, sie erleben keine liebevolle Spiegelung. Viele vernachlässigte Kinder erhalten keine externe Regulation ihrer Bedürfnisse, ihrer Gefühlsregungen und ihrer Körperempfindungen durch Erwachsene. Den schrecklichen Erlebnissen entkommen, wirken diese immer noch nach. Traumatisierte Kinder und Jugendliche übertragen traumatische Erfahrungen in aktuelle Beziehungen. Und wenn sie dann Essen bunkern, weil sie nicht sicher sind, ob die heutigen Bezugspersonen sie nicht doch hungern lassen oder sie beispielsweise ihren Körper anbieten, weil sie nur das als Form von Zuwendung kennengelernt haben, dann bringen sie sich oft in schwierige Situationen. Sie laufen im Modus generalisierter Übererregung, dissoziieren oder starren. Sie spüren schmerzlich die Bedeutung des Zitates von William Faulkner »Das Vergangene ist nicht tot, es ist nicht einmal vergangen.«

Dissoziation als eine Möglichkeit der schützenden Trennung vor überwältigenden Affekten trennt heute von anderen. »*Ich bin dann wie ferngesteuert*«, so die genaue Beschreibung der zwölfjährigen Lisa, die immer wieder ausrastet. Selbstbemächtigung bedeutet, Mädchen wie Lisa einen Weg zu zeigen, dass sie sich selbst verstehen, ihre Gefühle und Empfindungen wahrnehmen und regulieren können und sich ihrer selbst wieder bemächtigen:

Die Pädagogik der Selbstbemächtigung

- Die Förderung des (kognitiven) Selbstverstehens
- Die Unterstützung der Selbstakzeptanz
- Die Förderung der Selbstregulation
- Die Sensibilisierung für Körperempfinden und Gefühle
- Die Identifizierung von Trigger und Stimuli von Übererregung
- Die Förderung von Körperwahrnehmung, Selbstwirksamkeit und Selbstausdruck

Wenn wir unser Wissen über die Abläufe in Kopf und Körper, über Dissoziation und über die Dynamik der traumatischen Übertragung, über die Wirksamkeit von Bindungserfahrungen weitergeben, lernen die Mädchen und Jungen, sich zu verstehen. Das Selbst-Verstehen dient der Klärung der eigenen Identität und der kognitiven Bewältigung der erlebten Ereignisse. Kindern hilft es, wenn sie verstehen, wieso und wie Seele und Körper auf den Extremstress, den sie hinter sich glauben, reagieren. Der Weg zur Selbstakzeptanz ist lang und braucht einen langen Atem. Mit der Frage, »*Du tust das, weil?*« können wir die Kinder unterstützen, mit respektvollem, liebevollem Interesse, ihr Verhalten als Copingstrategien zu

akzeptieren und selbstzerstörerische Verhaltensmuster zu ändern. Die Sensibilisierung für eigene Empfindungen und Gefühle macht das Leben reicher, gleichzeitig ist sie Grundlage für eine kompetente Selbstregulation. Die Unterscheidung und Wahrnehmung von Empfindungen und Gefühlen hilft, frühzeitig einen Anstieg des Stresspegels zu bemerken und möglicherweise ein Ausrasten, Dissoziieren oder Erstarren zu vermeiden (vgl. Weiß 2009). Eine Förderung der Körperlichkeit und des Selbstausdrucks stabilisiert und vermittelt ein Gefühl der Kohärenz. Die Pädagogik der Selbstbemächtigung unterstützt so den Wechsel von der Objektrolle in die Subjektrolle. Die Mädchen und Jungen werden zu aktiv handelnden Akteuren, die sich ein Mehr an Selbstbestimmung, Autonomie und Lebensregie erstreiten.

Traumapädagogik wirkt

Die Wirkmächtigkeit der Traumapädagogik ist abhängig von der Umsetzung einer von Respekt, Verständnis und Bereitschaft zur Beziehung geprägten traumapädagogischen Haltung.

Die traumapädagogische Haltung

- Ihre Verhaltensweisen sind normale Reaktionen auf eine extreme Stressbelastung.
- Sie haben für ihre Vorannahmen, Reaktionen und Verhaltensweisen einen guten Grund.
- Sie haben in Ihrem Leben bislang viel überstanden und geleistet.
- Wir unterstützen Sie bei der Entwicklung eines guten Lebens durch Selbstbemächtigung.
- Wir unterstützen Sie bei der Akzeptanz Ihrer Wunden, Beeinträchtigungen und Schwierigkeiten.
- Wir stellen unser Fachwissen zur Verfügung (Profis), sie sind die Experten für Ihr Leben.

Gelingt eine veränderte Haltung, beziehungsweise ist sie schon vorhanden, verändern sich die pädagogischen Beziehungen. Die Vorannahme des guten Grundes trägt zur Deeskalation bei. Die Gefahr von Ausgrenzungen wird minimiert. Das gilt auch für die Kenntnis der traumatischen Übertragungen und Bindungsfallen. Mit dem Wissen »Wir sind nicht gemeint« werden die Pädagoginnen und Pädagogen handlungsfähiger. Letztendlich kann die Verankerung der Haltung nur als Projekt der gesamten Organisation/Einrichtung gelingen.

Die Pädagogik der Selbstbemächtigung wirkt: Die Kinder nehmen die kindgerechten Informationen über die Dynamik traumatischer Erfahrungen, beispielsweise über das dreigliedrige Gehirn und über die Normalität traumatischer Erfahrungen dankbar auf: *Die wollen das hören* und freuen sich über die entlastenden Botschaften: *Das war nicht ich, das war mein Reptiliengehirn.* Wenn wir ihr Bedürfnis nach Kontrolle als Bedürfnis nach Transparenz verstehen, können wir mit offen zugänglichen Dienstplänen und einer Mitsprache zum Beispiel bei Regelwerken soweit als möglich und vielen anderen Formen der Partizipation (Bausum, Kühn 2009) dazu beitragen, ihren existenziellen Verlust an individueller, edukativer und sozialer Teilhabe wieder auszugleichen. Die Unterstützung der Selbstregulation durch Wahrnehmen und Unterscheiden von Empfindungen und Gefühlen, der Selbstakzeptanz und die Ableitung eingefrorener Energie befreien vom Gefühl der Fremdbestimmtheit, erhöhen die Selbstwirksamkeit und die Lebensfreude (Weiß 2009).

Auch die Situation der Pädagogen/innen verändert sich: Die Erkenntnis über die Bedeutung des Alltagsgeschäftes für ein gutes Leben der traumatisierten Mädchen und Jungen erhöht das Selbstbewusstsein der Pädagogen/innen, sie treten selbstbewusster auch gegenüber Jugendämtern und Therapeuten/innen auf. Sie finden die Arbeit spannender, weil sie nicht *nur* versorgen. Sie kennen nun neue, wirkmächtige Methoden. Weil sie selbst verstehend ausweisen können, was sie tun, können sie dieses auch nach außen deutlich vertreten. Sie können selbstbewusst die Stärken ihres speziellen Zugangs, die Berücksichtigung der Ganzheit des pädagogischen Alltags und die der Biografie der Mädchen und Jungen vertreten. Während eines Qualifizierungsprojektes der *St. Mauritz Kinder- und Jugendhilfe* mit dem *Zentrum für Traumapädagogik* konnten die sozialen Fachkräfte ihr theoretisches Wissen um trauma-

tisierte Kinder und ihre Handlungsfähigkeit signifikant steigern, dies ergab eine wissenschaftlicher Begleitstudie zu diesem Veränderungsprozess durch das *Institut für Kinder- und Jugendhilfe* (IKJ) in Mainz (Vortrag auf dem Fachtag St. Mauritz am 20.10. 2011 in Münster). Die Prozesse gedeihen am besten, wenn sich die Gesamtorganisation auf den Weg macht: *Die Projektgruppe ist wichtig für die Verankerung in der Einrichtung. Gut ist, die Chefs machen das auch. Wir sprechen die gleiche Sprache* und zu guter Letzt: *der Rückhalt in der Organisation hat sich verändert (*Aussagen der Kollegen/innen aus St. Mauritz*).* Die von Lang (Lang 2009) geforderte Einrichtungskultur erhöht die Identifikation mit der Einrichtung und senkt die Fluktuation.

Natürlich begegnet uns auch Skepsis, und das ist auch gut so. *Ist Traumapädagogik nicht eine Engführung? Wollen nun wieder andere Berufsgruppen den Pädagogen/innen eine neue Methode aufdrücken? Wir haben wahrlich genug zu tun.* Traumapädagogik ist eine noch junge Fachdisziplin, es fehlt hierzu Forschung, die Konzepte sind selten evaluiert. Die finanziellen Mittel sind sehr eingeschränkt. Die sozialpolitischen Rahmenbedingungen verschlechtern sich. Und dennoch ist Traumapädagogik ein hoffnungsvoller Weg; eine Bewegung mit vielen Möglichkeiten.

Traumapädagogik ist eine Bewegung

- Für die angemessenere Unterstützung traumatisierter Mädchen und Jungen
- Für eine Pädagogik, die das Wissen um die Dynamik traumatischer Erfahrungen in allen Arbeitsbereichen selbstverständlich berücksichtigt
- Für die angemessene Unterstützung und Wertschätzung der PädagogInnen und Pflegeeltern, die einen Hauptteil der Traumaarbeit leisten
- Für eine Vernetzung aller Fachbereiche, die Traumaarbeit leisten, auf Augenhöhe
- Für eine gesellschaftspolitische Diskussion mit dem Ziel, mit Mitgefühl und Verständnis die Benachteiligungen traumatisierter Menschen sozialpolitisch auszugleichen

Traumapädagogik birgt Risiken, manchmal wird sie als Aushängeschild aus fiskalischen Gründen benutzt. Vor allem aber ist sie eine Möglichkeit, den traumatisierten Kindern und Jugendlichen neu zu begegnen, eine Folie, auf der alte Inhalte und Methoden überprüft werden können. Und Pädagogen/innen begreifen, dass sie einen Beitrag zur Unterstützung von Traumabearbeitung leisten und diesen nicht an die Profession »Therapie« delegieren können. Das schlechte Selbst- und Fremdbild der Pädagoginnen und Pädagogen kann sich im Rahmen der Bewegung der Traumapädagogik in ein qualifizierteres und auch anerkannteres Selbst- und Fremdverständnis wandeln. Verändern kann sich auch die Zusammenarbeit der Berufsgruppen in und außerhalb der Einrichtungen. Der in den vergangenen Jahren entstandene Dialog von Praktiker/innen, Forschenden und Lehrenden zu traumapädagogischen Konzepten ist vor allem fruchtbar, weil er interdisziplinär und auf Augenhöhe geführt wird. Und zu guter Letzt bietet die Diskussion um die Traumapädagogik auch die Möglichkeit, die Öffentlichkeit mit den Schwierigkeiten der der Heimerziehung überlassenen Kinder – wie Thiersch das für die Heimerziehung fordert – erneut zu konfrontieren. Traumapädagogik ist nur wirksam, wenn sie auch sozialpolitisch gedacht wird. So kann die Bewegung »Traumapädagogik« eine emanzipatorische Bewegung für die Verbesserung der Lebensumstände traumatisierter Kinder und Jugendlicher werden. Traumapädagogik ist – so ein Kollege aus St. Mauritz – keine Engführung, sie befreit zum Handeln. ❑

[1] Traumabearbeitung ist die Bearbeitung des Traumas durch den Betroffenen, Traumaarbeit ist die Unterstützung des Helfenden

[2] Die Begrifflichkeit »Sicherer Ort« hat sich als Arbeitsbegriff mittlerweile eingebürgert, ich möchte dennoch darauf hinweisen, dass es nur »so weit als möglich sichere Orte« gibt und diese Begrenzung natürlich auch pädagogisches Programm sein muss.

Literatur

Aichhorn, August (1987): Verwahrloste Jugend. Die Psychoanalyse in der Fürsorgeerziehung. 1. Auflage 1925.

Bausum, Jacob / Besser, Lutz / Kühn, Martin / Weiß, Wilma (2011): Traumapädagogik. Grundlagen, Arbeitsfelder und Methoden für die pädagogische Praxis. 2. korrigierte u. ergänzte Auflage. 1. Auflage: 2009.

Bettelheim, Bruno (1997): Liebe allein genügt nicht. Die Erziehung emotional gestörter Kinder. 1. Auflage in dieser Ausstattung, Stuttgart.

Bettelheim, Bruno (1991): So können sie nicht leben. Die Rehabilitierung emotional gestörter Kinder. München, 4. Auflage.

BMFSFJ (2009): 13. Kinder- und Jugendbericht Mehr Chancen für gesundes Aufwachsen. Berlin.

Eberhard, K. / Eberhard, G. (2000): Das Intensivpädagogische Programm (IPP) – ein Aktionsforschungsprojekt für psychisch traumatisierte Kinder und Jugendliche in sozialpädagogisch und psychotherapeutisch betreuten Pflegefamilien.

Freire, Paolo (1973): Pädagogik der Unterdrückten. Bildung als Praxis der Freiheit.

Gahleitner, Silke Brigitta (2010): Das »Therapeutische Milieu« als Antwort auf frühe Grenzerfahrung. Der Personenzentrierte Ansatz bei komplexer Traumatisierung. In: Trauma & Gewalt, 4. JG., Heft 2, S. 128-140.

Gahleitner, Silke Brigitta (2011): Das Therapeutische Milieu in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. Trauma- und Beziehungsarbeit in stationären Einrichtungen. Bonn.

Freud, Anna (1971): Psychoanalyse für Pädagogen. Eine Einführung. 5. Auflage. Bern, Stuttgart, Wien

Herman, Judith Lewis (1994, 2003): Die Narben der Gewalt. Traumatische Erfahrungen verstehen und überwinden. Paderborn. 2. Auflage 2006

Kleid, Martina (2008): Die Relevanz traumapädagogischer Arbeit in der stationären Kinder- und Jugendhilfe. Unveröffentl. Diplomarbeit, Johannes Gutenberg-Universität Mainz

Krüger, Andreas / Reddemann, Luise (2007): Psychodynamisch Imaginative Traumatherapie für Kinder und Jugendliche. PITT-Kid- Das Manual. Stuttgart.

Kühn, Martin (2009): Macht Eure Welt endlich wieder mit zu meiner!« Anmerkungen zum Begriff der Traumapädagogik. In: Bausum/Besser/Kühn/Weiß, 2. Auflage 2011, S. 25-37.

Lang, Birgit (2009): Stabilisierung und (Selbst) Fürsorge für pädagogische Fachkräfte als institutioneller Auftrag. In: Bausum/Besser/Kühn, Weiß (Hg.): 2. Auflage 2011, S. 217-225.

Levine, Peter / Kline, Maggie (2004): Verwundete Kinderseelen heilen. Wie Kinder und Jugendliche traumatische Erlebnisse überwinden können. München

Mehringer, Andreas (1979): Eine kleine Heilpädagogik. 6. neu bearbeitete Auflage. München, Basel.

Redl, Fritz (1971) Erziehung schwieriger Kinder. Beiträge zu einer psychotherapeutisch orientierten Pädagogik. München.

Redl, Fritz / Winemann, David (1984): Kinder, die hassen. München.

Schmid, Marc (2010): Umgang mit traumatisierten Kindern und Jugendlichen in der stationären Jugendhilfe: »Traumasensibilität« und »Traumapädagogik«. In: Fegert/Ziegenhain/Goldbeck (Hg): Traumatisierte Kinder und Jugendliche in Deutschland. Analysen und Empfehlungen zu Versorgung. Weinheim

Thiersch, Hans (1979): Die gesellschaftliche Funktion der Therapeutisierung der Heimerziehung. In: Birtsch/Blandow (Hg): Pädagogoik, Therapie, Spezialistentum. Beiträge zur IGfH-Jahrestagung 1979 »Alltag der Erziehung – Therapie im Alltag«. Frankfurt. S. 6-23.

Van der Kolk, Bessel / Mc. Farlan, C. Alexander / Weisaeth, Lars (2000): Traumatic Stress. Grundlagen und Behandlungsansätze. Theorie, Praxis und Forschung zu posttraumatischem Stress sowie Traumatherapie. Paderborn

Uttendörfer, Jochen (2008): Traumazentrierte Pädagogik. In: Unsere Jugend, Heft 2/2008, S. 50–60.

Wagener, Wolf (2009): Traumapädagogik und Psychoanalytische Sozialpädagogik. Familienanaloge Ersatzelternschaft für psychosozial hoch belastete Kinder. In: Bausum/Besser/Kühn/Weiß, 2. Auflage 2011, S. 87-100.

Weiß, W. (1996): Nicht überleben, leben wollen wir. Über Möglichkeiten und Bedingungen von Traumaverarbeitung im Kontext von Erziehungseinrichtungen. In: Kompassberatungsstelle Kirchheim Teck (Hrsg.) (1996): Sexuell missbraucht – und dann. Tagungsreader. S. 43–62.

Weiß, Wilma (2009): Selbstbemächtigung. Ein Kernstück der Traumapädagogik. In: Bausum, Besser, Kühn, Weiß, S. 163–176. 2. Auflage 2011.

Weiß, Wilma (2011): Philipp sucht sein Ich. Zum pädagogischen Umgang mit Traumata in den Erziehungshilfen. 6. überarbeitete Auflage

Wilma Weiß
Leiterin, Zentrum für Traumapädagogik
2. Vorsitzende der Bundesarbeitsgemeinschaft Traumapädagogik
Ulanenplatz 6
63452 Hanau
info@ztp.welle-ev.de

Zur Notwendigkeit fachlicher Standards für eine traumapädagogische Praxis in Einrichtungen der stationären Kinder- und Jugendhilfe

*Martin **Kühn**, Gnarrenburg*

Die Traumapädagogik hat in den vergangenen Jahren im deutschsprachigen Raum eine zunehmende Bedeutung für die Gestaltung stationärer Hilfen bekommen. Grund dafür ist die Erkenntnis, dass die Psychotraumatologie, die sich in den vergangenen 30 Jahren im therapeutischen und beraterischen Rahmen bereits wirksam etabliert hat, auch für die pädagogische Arbeit wertvolle Handreichungen und Hilfestellungen bieten kann, um den wachsenden Anforderungen in der stationären Jugendhilfe gerecht zu werden.

Wie die Ulmer Heimkinderstudie gezeigt hat, haben der Ausbau und die Differenzierung der Hilfen zur Erziehung mit dem Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG) dazu geführt, dass zunehmend psychisch hoch belastete Kinder und Jugendliche für stationäre Hilfen angefragt werden (Schmid 2007). Berücksichtigt man zudem, dass von diesen mehr als 60 Prozent als klinisch auffällig betrachtet werden müssen und jede fünfte Unterbringung innerhalb des ersten Jahres vorzeitig beendet wird (Schmid ebd.), erschließt sich die Notwendigkeit neuer Erklärungs- und Handlungsansätze, wie sie die Traumapädagogik anbietet. Und nicht zuletzt die Diskussion um den »Runden Tisch Heimerziehung der 50er und 60er Jahre« macht die Dringlichkeit einer selbstkritischen Reflexion heutiger Jugendhilfepraxis deutlich (Schrapper 2010), um erlebte Ohnmachtserfahrungen mit Hilfe traumapädagogischer Konzepte konstruktiv korrigieren zu können (Weiß 2009).

So sehr die pädagogische Adaption psychotraumatologischen Wissens zu begrüßen war (Kühn 2008), zeigte sich doch eine steigende Notwendigkeit, entsprechende pädagogische Begrifflichkeiten zu definieren und Standards zu entwickeln, um eine traumasensible pädagogische Fachlichkeit zu sichern und einen wahrnehmbar entstehenden fachlichen »Wildwuchs« zu verhindern. Aus diesem Grund wurde 2008 von Martin Kühn und Wilma Weiß die »Bundesarbeitsgemeinschaft Traumapädagogik« initiiert. Neben der Vernetzung thematisch interessierter Pädagoginnen und Pädagogen hat diese es sich zur Aufgabe gesetzt, entsprechende Standards für die pädagogische Praxis zu formulieren und aktiv den interdisziplinären Diskurs mit anderen themenbezogenen Fachrichtungen unter anderem aus Therapie und Medizin zu führen.

Seit 2009 arbeitete daher eine Arbeitsgruppe der BAG Traumapädagogik intensiv und mit großem Engagement an der Entwicklung »Traumapädagogischer Standards für Einrichtungen der stationären Jugendhilfe«. Diese Standards, die von traumapädagogischen Fachkräften aus dem ganzen Bundesgebiet verfasst wurden, berücksichtigen den Stand der aktuellen Fachdiskussion und ergeben so eine wichtige zeitgemäße Vorlage für die Gestaltung psychosozialer stationärer Hilfen. Im Sommer 2011 wurden die Ergebnisse dieser Arbeit in einem Positionspapier zusammengefasst und in verschiedenen Experten/innenrunden bundesweit mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern aus Verbänden, Jugendämtern, stationären Einrichtungen und klinisch-therapeutischen Kollegen/innen aus dem interdisziplinären Umfeld diskutiert. Diese Rückmeldungen sind in die Endredaktion des Positionspapiers mit eingeflossen, das im Folgenden hier dokumentiert werden soll.

Das Positionspapier der BAG Traumapädagogik bietet somit interessierten stationären Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe eine wertvolle Orientierung für den Aufbau und die Ausgestal-

tung pädagogischer Angebote für traumatisierte Kinder und Jugendliche, um die psychosoziale Versorgung der betroffenen Mädchen und Jungen effizienter zu gestalten. Neben dem zuvor schon erarbeiteten und 2010 verabschiedeten Fortbildungscurriculum »zum/r Traumapädagogen/in / -fachberater/in« in Kooperation mit der »Deutschsprachigen Gesellschaft für Psychotraumatologie« (DeGPT) stellen die hier vorgestellten »Traumapädagogischen Standards für Einrichtungen der stationären Jugendhilfe« somit einen weiteren wichtigen Meilenstein in der Arbeit der BAG Traumapädagogik dar. ❑

Literatur

Kühn, M.: Wieso brauchen wir eine Traumapädagogik? In: Trauma & Gewalt, Heft 04/2008, Klett-Cotta

Schmid, M.: Psychische Gesundheit von Heimkindern. Juventa, 2007

Schrapper, C.: Misshandlung und Ausbeutung von Heimkindern in den 1950er- bis 1970er-Jahren – ein Thema für den Kinderschutz heute? In: Kindesmisshandlung und -vernachlässigung, 13. Jg., Heft 2, 2010

Weiß, W.: Phillip sucht sein Ich. Juventa, 2009

Martin Kühn
Dipl. Beh.-Pädagoge
traumapädagogisches institut norddeutschland
1. Vors. d. BAG Traumapädagogik
Friedrichsdorf 56
27442 Gnarrenburg
martin.kuehn@tra-i-n.de

Standards für traumapädagogische Konzepte in der stationären Kinder- und Jugendhilfe

Ein Positionspapier der BAG Traumapädagogik

Die Bundesarbeitsgemeinschaft Traumapädagogik (BAG-TP) hat sich als 2008 gegründeter Fachverband zum Ziel gesetzt, psychotraumatologisches Wissen zu verbreitern und die Diskussionen und Fortbildungen in traumabezogener Pädagogik in die verschiedenen pädagogischen Arbeitsfelder zu tragen. Darüber hinaus ist sie Netzwerkforum für entsprechende fachliche Diskussionen und Stichwortgeberin zur Initiierung notwendiger Veränderungsprozesse, sowie Streiterin in allen gesellschaftlichen Feldern, in denen die Belange betroffener, vor allem junger Menschen berührt sind.

Ziele der Bundesarbeitsgemeinschaft Traumapädagogik sind Entwicklung, Förderung und Forschung von/zu Konzeptionen und Projekten in Erziehungs-, Bildungseinrichtungen und der Jugend-/Behindertenhilfe. Themen sind dabei u.a. die psychischen, physischen, sozialen und gesellschaftspolitischen Grundlagen und Folgen von Stressreaktionen bei Kindern und Jugendlichen auf traumatische Lebensereignisse und entsprechenden pädagogischen Begegnungen und Interventionsmöglichkeiten.

Bundesarbeitsgemeinschaft
Traumapädagogik

Inhaltsverzeichnis

0. Präambel
1. Grundhaltung
- 1.1. Die Annahme des guten Grund
- 1.2. Wertschätzung
- 1.3. Partizipation
- 1.4. Transparenz
- 1.5. Spaß und Freude

2. Selbstwirksamkeit/-bemächtigung der Kinder, Jugendlichen und jungen Erwachsenen.
- 2.1. Förderung des Selbstverstehens
- 2.2. Förderung der Körper- und Sinneswahrnehmung
- 2.3. Förderung der Emotionsregulation
- 2.4. Förderung der physischen und psychischen Widerstandsfähigkeit (Resilienz)
- 2.5. Förderung der Selbstregulation
- 2.6. Partizipation
- 2.7. Chance zur sozialen Teilhabe
  - 2.7.1. Familie
  - 2.7.2. Kontakt mit Gleichaltrigen
  - 2.7.3. Schulbildung
- 2.8. Gruppenpädagogik
  - 2.8.1. Gruppenprozesse und Gruppendynamik
  - 2.8.2. Haltgebende Strukturen
  - 2.8.3. Das Betreuungsteam als Gruppe
- 2.9. Bindungspädagogik
  - 2.9.1. Erfassen der Bindungserfahrungen
  - 2.9.2. Bindungsförderndes Verhalten und Stabilisierung
- 2.10. Elternarbeit

3. Institutionelle Standards
- 3.1. Qualitätsmanagement
- 3.2. Personalentwicklung und -förderung
- 3.3. Ausstattung

4. Interdisziplinäre Vernetzung und Kooperation
- 4.1. Jugendamt
- 4.2. Schule
- 4.3. Therapie
- 4.4. Kinder- und Jugendpsychiatrie
- 4.5. Gemeinwesen

www.bag-traumapaedagogik.de // info@bag-traumapedagogik.de

Bundesarbeitsgemeinschaft
Traumapädagogik

0. Präambel

In den letzten Jahren konnten in der Psychotraumatologie und Hirnforschung immer deutlichere und konkretere Folgen und Auswirkungen von psychischen Traumata auf die Entwicklung und Verhaltensweisen von Kindern und Jugendlichen nachgewiesen werden. Insbesondere Kinder und Jugendliche, die in früher Kindheit in ihren Familien anhaltende Erfahrungen existenzbedrohender Gewalt, Vernachlässigung und Verwahrlosung (Typ II Trauma) erleiden mussten, sind dauerhaft von den Folgen betroffen und entwickeln nicht selten chronische Traumafolgestörungen übererregter, reinszenierender und vermeidender Art.

Nur logisch und konsequent entstand daraus die Notwendigkeit die aktuellen Erkenntnisse der Traumaforschung auch in pädagogischen Ansätzen zu berücksichtigen, um die betroffenen Mädchen und Jungen ihrem Bedarf entsprechend gerecht unterstützen zu können. Daraus entwickelte sich die mittlerweile zum Fachbegriff gewordene „Traumapädagogik".

Für die Bundesarbeitsgemeinschaft Traumapädagogik ergeben sich so aus den Erkenntnissen der Psychotraumatologie klare Haltungen, Förderansätze und Methoden, die in der Umsetzung traumapädagogischer Konzepte unerlässlich sind. Diese bilden die Grundlage für die vorliegenden Standards zur traumapädagogischen Arbeit in Einrichtungen der stationären Kinder- und Jugendhilfe, ein notwendiger Schritt um interessierten Einrichtungen fachliche Orientierung und eine Basis zur Qualitätssicherung zu bieten. Im weiteren Prozess wird eine Zertifizierung für Einrichtungen entwickelt, die damit ihre entsprechende Qualitätsentwicklung dokumentieren können.

Diese Standards werden im Folgenden konkretisiert und ergeben in ihrer Einheit die Möglichkeit den betroffenen Mädchen und Jungen einen sicheren Ort zu bieten, an dem sie neue, ergänzende Erfahrungen machen können, sich selbst und ihre Handlungsstrategien verstehen lernen, Entwicklungshemmnisse aufholen und sichere Bindungserfahrungen machen können.

Der Aufbau und die Gewährleistung von tragfähigen und verlässlichen Beziehungen im Alltag ist dabei ein wesentlicher Baustein der Traumapädagogik.

Die soziale und emotionale Stabilisierung der Kinder und Jugendlichen sowie der Aufbau von Vertrauen zu sich selbst und zu anderen ist dabei die grundlegende Zielsetzung der Traumapädagogik.

1. Grundhaltung

Eine wesentliche Basis der Traumapädagogik stellt eine Grundhaltung dar, die das Wissen um Folgen von Traumatisierung und biografischen Belastungen berücksichtigt und ihren Schwerpunkt auf die Ressourcen und Resilienz der Mädchen und Jungen legt. Hierbei bildet eine wertschätzende und verstehende Haltung das Fundament.

www.bag-traumapaedagogik.de // info@bag-traumapedagogik.de

Bundesarbeitsgemeinschaft Traumapädagogik

Traumatisierte Kinder haben Überlebensstrategien entwickelt, um erlebtes Grauen zu überstehen, und diese gilt es in der Funktion und Auswirkung zu verstehen, um ihnen fachlich angemessen begegnen zu können. Der sichere Ort aus traumapädagogischer Sicht entsteht im Zusammenspiel von Kindern/Jugendlichen, PädagogInnen, Fachdiensten, Leitungskräften und Strukturen. Die Entwicklung und Weiterentwicklung eines traumapädagogischen Konzeptes ist als institutioneller, kontinuierlicher Prozess zu verstehen, für den alle Beteiligten an ihrem Platz Verantwortung tragen. Daraus ergibt sich, dass die folgenden Haltungsansätze institutionell durchgängig erkennbar sein müssen.

1.1. Die Annahme des guten Grund

„Alles was ein Mensch zeigt, macht einen Sinn in seiner Geschichte!“

Viele der Verhaltensweisen, mit denen Jungen und Mädchen auf Traumatisierungen reagieren, sind für die PädagogInnen und die anderen Kinder und Jugendlichen der Gruppe belastend. Dabei geht die notwendige Wertschätzung und Würdigung der Verhaltensweisen der Kinder und Jugendlichen als Überlebensstrategien häufig verloren.

Würdigung und Wertschätzung dieser notwendig gewordenen Verhaltensweisen sind ein entscheidender erster Schritt, den Kindern und Jugendlichen zu ermöglichen, ihr belastendes Verhalten im Kontext seiner Notwendigkeit zu reflektieren und möglicherweise alternative Verhaltensweisen zu entwickeln:

- *„Du machst das weil, … ?“ „Ich mache das, weil …!“ „Ich könnte mir vorstellen, Du machst das, weil …!?“*
- *„Ich kann mir vorstellen, das war sehr hilfreich für Dich, um in der Unberechenbarkeit zurecht zu kommen/ zu überleben!“*
- *„Wir akzeptieren Dich, Deinen guten Grund und zeigen Dir auch, wenn wir nicht einverstanden sind, mit dem was Du tust.“*

1.2. Wertschätzung

„Es ist gut so, wie du bist!“

Das intensive und wiederholte Erleben von Hilflosigkeit, Ohnmacht und Willkür führt bei Kindern und Jugendlichen dazu, dass sie keinen Sinn und keinen Wert in sich und ihrem Handeln sehen können. Sie übertragen Gefühle, Gedanken und Beziehungsinhalte der traumatisierenden Situationen immer wieder auf aktuelle. Sie müssen die Möglichkeit haben, sich und das, was sie tun, mehr und mehr wieder als wertvoll zu erleben. Dort anzusetzen, wo Stärken vorhanden sind, was gerne gemacht wird, ermöglicht es, sich selbst mit seinen Fähigkeiten zu erleben und selbst schätzen zu lernen.
Die Traumapädagogik gestaltet einen sicheren Rahmen, in dem den Kindern und Jugendlichen der Aufbau eines positiven Selbstbildes ermöglicht wird, um ihr Selbstwertgefühl und ihr Selbstbewusstsein wachsen zu lassen. Neben dieser

erforderlichen Korrektur nicht funktionaler Einstellungen und Überzeugungen besteht die Notwendigkeit, das Geschehen in die eigene Lebensgeschichte einzuordnen und traumatische Erinnerungsebenen selbst zu regulieren:

- *„Ich schaue auf das, was Du kannst."*
- *„Ich achte Deine Grenzen."*
- *„Ich respektiere Deine bisherigen Lösungsversuche."*

1.3. Partizipation

„Ich trau Dir was zu und überfordere Dich nicht!"

Die Teilhabe an der Gestaltung der eigenen Lebensbedingungen zählt zu den wichtigen Einflussfaktoren, die zu seelischer Gesundheit führen. Kinder und Jugendliche bilden eine positive Motivation vor allem dann aus, wenn sie Erfahrungen auf folgenden drei Ebenen machen:

- Erleben von Autonomie - Ich kann etwas entscheiden.
- Erleben von Kompetenz - Ich kann etwas bewirken.
- Erleben von Zugehörigkeit - Ich gehöre dazu und werde wertgeschätzt.

In ihrem alten Lebensumfeld von Gewalt, Vernachlässigung und/oder Missbrauch haben traumatisierte Kinder und Jugendliche eine extreme, existentielle Form des Kontrollverlustes erfahren. Sie leben in der Erwartung, keinen Einfluss auf sich oder ihr Umfeld zu haben. Ihre Selbstwirksamkeitserwartung ist stark herabgesetzt, teilweise kaum vorhanden. Gerade für diese Mädchen und Jungen ist es unerlässlich Strukturen und Ansätze zu schaffen, die dem jeweiligen Entwicklungsstand entsprechend, die höchst mögliche Teilhabe gewährleistet:

- *„Ich will wissen, was Du Dir wünschst."*
- *„Du bist der/die Spezialist/in für Dich."*
- *„Wir werden gemeinsam eine Lösung finden."*

1.4. Transparenz

„Jeder hat jederzeit ein Recht auf Klarheit!"

Kinder und Jugendliche mit belastenden biographischen Erfahrungen, haben in der Regel Macht und Hierarchie als etwas Missbräuchliches erlebt. Sie haben einen willkürlichen Umgang mit sichernden Strukturen erfahren. Es ist daher von großer Bedeutung, dass diese Kinder und Jugendlichen einen transparenten verantwortungsvollen Umgang mit Hierarchien, Strukturen und Machtverhältnissen erleben.

Der sichere Ort muss ein Ort der Berechenbarkeit sein und setzt somit ein Gegengewicht zur bisherigen Unberechenbarkeit des Lebensumfeldes. Kinder benötigen Erklärungsansätze, die ihr Verhalten positiv und begründend deuten. Kinder können

hierdurch eine verstehende Haltung für die vielfach auch von ihnen selbst als negativ empfundene Verhaltensweise entwickeln:

- *„Wir achten alle auf Transparenz in Strukturen und Hierarchien."*
- *„Du darfst mich immer fragen."*
- *„Ich erkläre Dir, was, wann, wo und vor allem warum etwas passiert."*

1.5. Spaß und Freude

„Viel Freude trägt viel Belastung!"

Psychische Traumata gehen mit extremen Gefühlen der Angst, Ohnmacht, Scham, Trauer, Wut und Ekel einher. Ein erhebliches Ungleichgewicht in der Belastungswaage der Emotionen. Es gilt daher die Freudenseite zu beleben und ihr einen besonderen Schwerpunkt zu geben, um die Belastung und Widerstandsfähigkeit (Resilienz) ins Gleichgewicht zu bringen. Dieser, die Gesundheit als Prozess verstehende (salutogene), Ansatz bringt Kopf und Körper in positives Erleben, das Konstruktivität, Lernen und Entwicklung nachhaltig unterstützt. Weiter unterstützt Spaß und Lachen die Serotoninausschüttung und setzt so ein Gegengewicht zur erhöhten Adrenalinausschüttung durch ein erhöhtes Stresslevel, in dem sich traumatisierte Kinder und Jugendliche befinden. Kinder, die aus traumatisierenden familiären Bezügen kommen, sind in der Regel „Überlebenskünstler". Sie haben es geschafft, unter massiv vernachlässigenden Bedingungen eine oft beeindruckende Entwicklungsleistung zu vollbringen. Vor diesem Hintergrund erscheint es sinnvoll, die vorhandenen Ressourcen zu stärken und neue Ressourcen zu entdecken.

- *„Wenn wir gemeinsam Spaß haben, erleben wir uns als Gemeinschaft."*
- *„Ich mach mit Dir auch das, was mir Spaß macht! So steck ich Dich mit meiner Freude an!"*
- *„Wir lachen auch über uns! Das bringt Spaß und Gelassenheit."*

2. Selbstwirksamkeit/-bemächtigung der Kinder, Jugendlichen und jungen Erwachsenen

2.1. Förderung des Selbstverstehens

PädagogInnen

- Die PädagogInnen wissen, was im Kopf und im Körper, insbesondere bei Stress und Trauma passiert.
- Die PädagogInnen lernen ihre eigenen Stressreaktionen zu verstehen.
- Die PädagogInnen betrachten Verhaltensweisen unter der Perspektive, dass sie individuell entwicklungslogisch und hoch sinnhaft sind. Dies gilt sowohl für das Verhalten der Kinder und Jugendlichen als auch für das Verhalten von Eltern bzw. anderer wichtiger Bezugspersonen, KollegInnen und bei sich selbst.

Bundesarbeitsgemeinschaft
Traumapädagogik

Kinder und Jugendliche
Der pädagogische Alltag bietet den Kindern und Jugendlichen gezielt:

- Angebote, ihrem Entwicklungsstand entsprechend zu lernen, was in ihrem Gehirn und ihrem Körper, insbesondere bei Stress und Trauma passiert.
- Angebote, um mit ihnen die sinnvollen Hintergründe von ihren Verhaltensweisen und Reaktionen zu suchen und Ideen für Verhaltensalternativen zu erarbeitet und zu sichern.

2.2. Förderung der Körper- und Sinneswahrnehmung

PädagogInnen

- Die PädagogInnen beachten und berücksichtigen, welche Sinnesreize auf die Kinder und Jugendlichen in der Gruppe wirken und machen darauf aufmerksam.
- Die PädagogInnen unterscheiden zwischen angenehmer und unangenehmer körperlicher Nähe und gehen damit reflektiert um.
- Die PädagogInnen kennen und arbeiten mit Bewegungs- und Entspannungseinheiten zur Versorgung ihrer Belastungen und den damit zusammenhängenden Auswirkungen auf ihren Körper.

Kinder und Jugendliche
Der pädagogische Alltag bietet den Kindern und Jugendlichen gezielt:

- Anregungen und Anreize zu riechen, zu schmecken, zu sehen, zu hören und zu spüren.
- Angebote, um Körperempfindungen sprachlich ausdrücken zu können.
- Förderangebote zum Erlernen und Spüren von Körperempfindungen im Zusammenhang mit Emotionen.
- Anregungen, um angenehme und unangenehme körperliche Nähe unterscheiden zu lernen und mit gestärktem Bewusstsein zu entscheiden, welche sie von wem und wann zulassen möchten.
- Bewegungs- und Entspannungseinheiten zur Versorgung der traumaspezifischen Auswirkungen auf den Körper (Stresslevel, Erstarrung, somatische Symptome, Trennung von Kopf und Körper, Körperhaltung).

2.3. Förderung der Emotionsregulation

PädagogInnen

- Die PädagogInnen kennen alle Basisgefühle und die möglichen Körperreaktionen, Empfindungen und entsprechende Handlungsimpulse.
- Die Pädagoginnen werden darin unterstützt, eigene Emotionen zu erkennen, zu benennen und zum Ausdruck zu bringen.
- Die PädagogInnen kennen Möglichkeiten der Selbstregulation in Bezug auf Unter- und Übererregung und der eigenen emotionalen Stabilisierung.
- Die Interaktionen zwischen PädagoInnen und Kindern werden unter dem Aspekt

der Übertragung und Gegenübertragung reflektiert.
- Die Interaktionen werden unter dem Aspekt der emotionalen Wirkung auf die PädagogInnen reflektiert.
- Die PädagogInnen werden bei Unsicherheiten und in Krisensituationen in ihrer emotionalen Stabilisierung unterstützt.
- Die PädagogInnen wissen um die interkulturelle Gebundenheit von Emotionen und den Umgang mit ihnen.

Kinder und Jugendliche
Der pädagogische Alltag bietet den Kindern und Jugendlichen gezielt:
- Angebote, um Verhaltensweisen, Körperreaktionen, Emotionen sowie Handlungsimpulse besser zu verstehen.
- psychoedukative Hilfestellung, um hohen Stress auslösende Reize (Trigger) benennen und erkennen zu können.
- Förderung im Erlernen von Fertigkeiten, um Emotionen bei sich und bei anderen zu erkennen und zu benennen, sowie entsprechende Ausdrucksmöglichkeiten zu finden.
- Angebote zum Erlernen von Selbstregulationsmöglichkeiten
- Unterstützung zur emotionalen Stabilisierung bei Unsicherheiten und Krisensituationen.

2.4. Förderung der physischen und psychischen Widerstandsfähigkeit (Resilienz)

PädagogInnen
- Die PädagogInnen werden entsprechend ihrer Stärken und Fähigkeiten gefördert.
- Die PädagogInnen wissen um die positiven Einflüsse auf die psychische und physische Gesundheit (Erkenntnisse der Resilienzforschung).
- Der Arbeitsrahmen bietet den PädagogInnen gezielt Angebote, ihre Widerstandsfähigkeit gegenüber psychischen Belastungen zu erhalten und weiter aufzubauen.

Kinder und Jugendliche
Der pädagogische Alltag bietet den Kindern und Jugendlichen gezielt:
- Angebote, um die Resilienz zu fördern.
- Angebote, um ihre vorhandenen Fähigkeiten, Stärken und Interessen zu entdecken und zu fördern.

2.5. Förderung der Selbstregulation

PädagogInnen
- Die PädagogInnen verstehen die Funktion von Dissoziation und wissen um die

Möglichkeiten der Unterstützung.
- Die PädagogInnen verstehen die Hintergründe der verschiedenen Formen des Wiedererlebens (plötzliches, psychisches Wiedererleben traumatischer Ereignisse, das durch Auslösereize hervorgerufen wird) und kennen die Möglichkeiten der Unterstützung.
- Die PädagogInnen achten auf Körperreaktionen bei den Kindern und Jugendlichen und bei sich selbst.
- Die PädagogInnen kennen Entspannungstechniken, Reorientierungsmöglichkeiten und Möglichkeiten zum Erarbeiten von Notfallstrategien.

Kinder und Jugendliche
Der pädagogische Alltag bietet den Kindern und Jugendlichen gezielt:
- Angebote zum Erlernen und Verstehen der Funktion von Dissoziation.
- Angebote zum Verstehen von Rückblenden (Flashbacks).
- Angebote und Anregungen zur Förderung ihrer Achtsamkeit auf Körperreaktionen.
- Angebote mit ihnen Möglichkeiten der Entspannung und Selbstregulation zu erlernen.
- Angebote mit ihnen Reorientierungsmöglichkeiten zu erarbeiten und zu erproben.
- Angebote mit ihnen Notfallstrategien zu erarbeiten und zu erproben.

2.6. Partizipation

PädagogInnen
- Die PädagogInnen können sie betreffende Arbeitsprozesse und Rahmenbedingungen mitgestalten, da die Einrichtung ein wirksames Partizipationskonzept entwickelt hat.
- Die PädagogInnen sind in die Gestaltung ihres Arbeitsalltags und die damit verbundenen Entscheidungen einbezogen und gestalten diese mit.
- Die PädagogInnen werden aktiv an Gesprächen über die arbeitsspezifischen Belastungs- und Entlastungsfaktoren einbezogen.
- Die PädagogInnen wirken an der inhaltlichen und methodischen Weiterentwicklung der pädagogischen Konzepte mit.

Kinder und Jugendliche
Der pädagogische Alltag bietet den Kindern und Jugendlichen gezielt:
- Möglichkeiten und Angebote zur Partizipation in Alltagssituationen in verschiedenen Stufen (Information, Mitsprache, Mitbestimmung, Selbstbestimmung).
- Mitgestaltung ihres Lebens- und Alltagsraums in allen Dingen, die sie betreffen (KJHG, UNO-Kinderrechtskonvention).
- Möglichkeiten des Rückzugs und der Abgrenzung.

Bundesarbeitsgemeinschaft
Traumapädagogik

2.7. Chance zur sozialen Teilhabe

2.7.1. Familie

Unter Berücksichtigung der individuellen familiären Ausgangslage, insbesondere hinsichtlich der Wirkung auf die Sicherheit und Stabilisierung:

- werden die Kinder und Jugendlichen aktiv darin unterstützt, fördernde Kontakte zu Eltern, Geschwistern und anderen Familienangehörigen zu gestalten.
- erhalten die Kinder und Jugendlichen die Möglichkeit zur Teilhabe an gemeinsamen Traditionen und Festen.
- werden Familienmitglieder in bedeutsame Lebensereignisse des Kindes/Jugendlichen (Schulbeginn, Abschlussball, Geburtstage etc.) eingebunden.

2.7.2. Kontakt mit Gleichaltrigen

Der pädagogische Alltag bietet den Kindern und Jugendlichen gezielt:

- Angebote, Begegnungsräume und Möglichkeiten ihre sozialen Kompetenzaspekte zu fördern (z.B. Sprache, Empathiefähigkeit, Perspektivwechsel, Kooperationsverhalten etc.), als Voraussetzung zur Teilhabe in einer Gemeinschaft.
- Aktive Unterstützung vorhandene Kontakte zu pflegen.
- Möglichkeiten zur Teilhabe in gesellschaftlichen Gemeinschaften (z.B. Vereine, Kirche/Religionsgemeinschaften, Clique, etc.).

2.7.3. Schulbildung

Unter Berücksichtigung der individuellen Beteiligungsmöglichkeiten der KooperationspartnerInnen besteht seitens der PädagogInnen das Angebot eines engen Kooperationssystems Schule- PädagogInnen- Kind/Jugendliche/r in dem:

- Zusammenhänge der vorhandenen emotionalen Ausgangslage und der daraus resultierenden Herausforderungen fürs Lernen erfasst werden.
- Individuelle Fördermöglichkeiten unter Berücksichtigung vorhandener traumarelevanter Emotionslagen (Scham, Schuld, Angst, Demütigung, Selbstunwirksamkeitserwartung) und intellektueller Möglichkeiten (IQ, Grübelzwang, Dissoziationsneigung, Unkonzentriertheit, Impulsdurchbrüche) erarbeitet werden.

2.8. Gruppenpädagogik

2.8.1. Gruppenprozesse und Gruppendynamik

Der Gruppenalltag bietet den Kindern und Jugendlichen, gezielt als Gruppe, unter Berücksichtigung ihrer individuellen Möglichkeiten Angebote traumabezogene Aspekte der Gruppendynamik zu verstehen und einen zielgerichteten Umgang zu erlernen. Dazu gehören:

- Übertragungs- und Gegenübertragungsphänomene
- Auslösereize (Trigger)

- Dynamik von Wiedererleben (z.B. Rückblenden etc.) im Gruppenkontext
- Manipulation
- Hierarchie und Machtverhältnisse
- Brisanz sexueller Symptomatiken
- Enttabuisierung sozialer Ängste (z.B. Angst vor bestimmten Menschen und Situationen, Angst vor Blamage etc.)

2.8.2. Haltgebende Strukturen

Der Gruppenalltag bietet Strukturen, die die emotionale Sicherheit der Kinder und Jugendlichen innerhalb der Gruppe unterstützen. Dazu gehören:

- Rituale
- Transparenz von tagesstrukturellen und wochenstrukturellen Punkten
- Transparenz über An- und Abwesenheit der PädagogInnen
- Transparenz über individuelle Besuche oder Termine
- Regelmäßige, standardisierte Gruppengesprächsrunden
- Regelmäßige Gruppenaktivitäten

2.8.3. Das Betreuungsteam als Gruppe

Im Gruppenalltag bietet sich das PädagogInnenteam gezielt als Beispiel für die unterschiedlichen Aspekte der Zugehörigkeit und Teilhabe in einer Gruppe an.

Die GruppenpädagogInnen pflegen einen gezielten und reflektierten Umgang mit:

- Konflikten
- Kommunikation
- Hierarchie und Machtverhältnisse
- Geheimnissen
- den Geschlechterrollen
- Verantwortung
- Freude und Ausgelassenheit
- Herkunft

2.9. Bindungspädagogik

2.9.1. Erfassen der Bindungserfahrungen

PädagogInnen

- Die PädagogInnen kennen ihre eigenen Bindungserfahrungen und die daraus resultierenden Erwartungen und Beziehungsfallen.
- Die PädagogInnen entwickeln eine Sensibilität bezüglich der Beziehungsgestaltung mit den Kindern und Jugendlichen.

Kinder und Jugendliche
Es werden mit den Kindern und Jugendlichen sowie mit ihrem sozialen Umfeld und mit weiteren KooperationspartnerInnen frühere und aktuelle Bindungserfahrungen erfasst. Dazu gehören insbesondere:

- Beziehungserfahrungen und die daraus resultierende Beziehungserwartung und Beziehungsgestaltung.
- Das soziale Umfeld.
- wichtige, stärkende Bindungspersonen.
- wichtige, verunsichernde Bindungspersonen.

2.9.2. Bindungsförderndes Verhalten und Stabilisierung

PädagogInnen
Zur Unterstützung einer sicheren und einschätzbaren Beziehungsgestaltung bietet der Arbeitsalltag gezielt Stabilisierungsansätze für die PädagogInnen in Bezug auf die belastenden Beziehungserfahrungen mit den Kindern und Jugendlichen. Dazu gehört:

- Die Reflexion der täglichen Beziehungsgestaltung unter dem Aspekt der Reinszenierung von Beziehungserwartungen der Kinder und Jugendlichen.
- Die Versorgung der daraus resultierenden Gefühle und Empfindungen sowie der Übertragungsgefühle der PädagogInnen .
- Die Reflexion über die unterschiedlichen emotionalen Resonanzen (Gefühle und Stimmungen) der PädagogInnen auf die Kinder und Jugendlichen.

Kinder und Jugendliche
Im Gruppenalltag wird gezielt auf eine Entängstigung im Beziehungsangebot geachtet:

- Die Kinder und Jugendlichen erhalten sicherheitsfördernde Botschaften.
- Den Kindern und Jugendlichen wird erklärt wie und weshalb sich die PädagogInnen ihnen gegenüber verhalten.
- Die Gruppenregeln werden transparent gemacht.
- Bindungsbedürfnisse der Kinder/Jugendlichen werden analysiert und eine mögliche Versorgung erarbeitet.
- Den Kindern und Jugendlich werden regelmäßig und verlässlich Einzelkontakte mit den PädagogInnen angeboten.
- Es werden bindungsrelevante Situationen wie z. B. Übergänge und Trennungen bewusst gestaltet.
- Die Kinder erhalten verlässliche Bezugspersonen.

2.10. Elternarbeit

PädagogInnen

- Die PädagogInnen berücksichtigen die Sorgen und Ängste der Eltern und ihre interaktionelle und interkulturelle Kompetenz; dies lassen sie sie spüren, ohne das Fehlverhalten der Eltern zu bagatellisieren oder zu verleugnen.
- Die PädagogInnen verfügen über ausreichendes Wissen über transgenerationale

Weitergabe von Trauma, Grundlagen der systemischen Elternarbeit sowie Ressourcenaktivierung in Familiensystemen.

Kinder und Jugendliche

- Die Kinder und Jugendlichen erhalten Angebote, um ihre Biografie zusammenhängend zu verstehen.
- Die Kinder und Jugendlichen werden bei möglichen Loyalitätskonflikten und Verschiebung von familiären Verantwortungsrollen (Parentifizierung) verstanden und gestärkt.
- Mit allen Kindern und Jugendlichen wird erarbeitet, in welcher Form sie Hilfe und Unterstützung bei Elternkontakten benötigen, unabhängig von der Form oder der Dauer der Kontakte.
- Die Kinder und Jugendlichen erhalten Unterstützung in Bezug auf ihre familiären Wunschvorstellungen, Träume, Übertragungen, Rückblenden oder Erinnerungen.

Eltern

- Die Eltern erhalten umfassend Informationen über die pädagogische Arbeit der Einrichtung und ihre Bedeutung in diesem Prozess.
- Die Eltern erfahren Unterstützung bei der Entwicklung ihrer eigenen und familiären Situation.
- Die Eltern sollen angeregt und unterstützt werden, sich mit ihrer eigenen Biografie und der Geschichte ihrer Familie auseinanderzusetzen.
- Die Eltern sollen die Möglichkeit erhalten, zu lernen, empathisch mit ihren Kindern zu sein.
- Die Eltern erhalten Unterstützung im Kontakt zu und mit ihren Kindern.

Einrichtung

- Kinder und Eltern werden in die Diagnoseprozesse mit einbezogen.
- In der Einrichtung besteht Klarheit darüber, welche Personen und Stellen für welche Tätigkeiten in der Elternarbeit verantwortlich sind.
- In der Einrichtung besteht Klarheit darüber, wie die unterschiedlichen Bereiche und Personen, die in der Elternarbeit tätig sind, kontinuierlich und transparent miteinander kommunizieren.
- Die Einrichtung beschreibt für jedes Kind kontinuierlich die Grenzen und Möglichkeiten der Elternarbeit innerhalb der Einrichtung und empfiehlt mögliche Alternativen und nötige Ergänzungen.

3. Institutionelle Standards

Aufgabe aller Leitungsebenen einer Institution ist es, für die Umsetzung der traumapädagogischen Standards mit der entsprechenden Grundhaltung auf allen Ebenen und für alle Menschen in der Einrichtung zu sorgen.

Bundesarbeitsgemeinschaft Traumapädagogik

3.1. Qualitätsmanagement

Qualitätsentwicklung
In der Institution wird sichergestellt, dass die internen Arbeitsabläufe und Strukturen unter Beteiligung aller MitarbeiterInnen fortlaufend überprüft und weiter entwickelt werden. Folgende Schlüsselprozesse sind zentral in der traumapädagogischen Arbeit und müssen in einem internen Organisations- und/oder Qualitätsentwicklungsprozess generiert und verbindlich festgeschrieben werden:

- Die Institution versteht sich als eine Organisation, die mit Hilfe von Rückkopplungsprozessen und Fehlerfreundlichkeit die Qualität sichert.
- Traumapädagogische Standards sind für den Gruppenalltag beschrieben.
- Strukturiertes Aufnahmeverfahren für die Kinder und Jugendlichen unter besonderer Berücksichtigung der traumaspezifischen Anamnese, möglicher Triggerreize, sowie der Ressourcen.
- Das Verfahren zur Kindeswohlgefährdung berücksichtigt die besondere Dynamik und möglichen Auswirkungen mehrgenerationaler Traumata.
- Die individuelle Erziehungsplanung berücksichtigt traumaspezifische Aspekte.
- Kinder- und Jugendrechte werden offensiv vertreten.
- Gesicherte Informations- und Dokumentationsprozesse.
- Transparente und wertschätzende Kommunikationsstrukturen .
- Interner und/oder interdisziplinärer Austausch wird, insbesondere zur traumapädagogischen Arbeit, gefördert.
- Vom Team organisierte Dienstplanung unter Berücksichtigung der Stabilisierung von KollegInnen und Kindern/Jugendlichen.
- Doppeldienste in Kernzeiten.
- Strukturiertes Krisenmanagement.
- Klare Verfahren im Umgang mit Grenzverletzungen.
- Offene Auseinandersetzung über Macht- Hierarchie- und Entscheidungsstrukturen innerhalb der Institution. Transparenz über Macht- Hierarchie- und Entscheidungsstrukturen.
- Institutionelle Auseinandersetzung über unterschiedliche Formen und Ebenen von Gewalt. Leitfaden zum Umgang mit Gewalt.
- Beteiligungsstrukturen entsprechend der verschiedenen Stufen und Beschwerdemanagement für Kinder/Jugendliche und MitarbeiterInnen im Rahmen des institutionellen Partizipationskonzeptes.
- Evaluationverfahren für alle Hilfemaßnahmen.

3.2. Personalentwicklung und -förderung

In der pädagogischen Arbeit mit traumatisierten Kindern und Jugendlichen werden die Mitarbeitenden konfrontiert mit überwältigenden, impulsiven und überraschenden Gefühlen und Verhaltensweisen. PädagogInnen werden häufig in der pädagogischen Beziehung in die unbewältigte Vergangenheit der Kinder und Jugendlichen verwickelt. Die

professionelle Grundhaltung der Traumapädagogik erfordert von den Mitarbeitenden eine hohe Reflexionsfähigkeit, Fachwissen, Belastbarkeit, Beziehungs- und Konfliktfähigkeit, sowie eine eigene emotionale Stabilität.

Daher kommt der Mitarbeiterförderung ein hoher Stellenwert im Gesamtkonzept der traumapädagogischen Arbeit in Institutionen zu.

- Die Prozesse zur Personalentwicklung und -förderung haben das Ziel die MitarbeiterInnen zu unterstützen bezüglich Sicherheit, Selbstreflektion und emotionaler Stabilisierung.
- Bei der Personalauswahl wird geachtet auf Qualifikation und Persönlichkeit unter dem Aspekt der Teamergänzung, Ressourcenvielfalt und Stabilität.
- Die Einarbeitung neuer MitarbeiterInnen beinhaltet die Einführung in das traumapädagogische Konzept.
- Regelmäßige Supervision unter dem Aspekt der emotionalen Stabilisierung von SupervisorInnen mit Kenntnissen in Psychotraumatologie.
- Jährliche Team-Tage zur Resilienzförderung (Widerstandskraftförderung) als Teil des Gesundheitskonzeptes für MitarbeiterInnen.
- Jährliche Teamklausuren zur fachlichen Überprüfung und Weiternetwicklung des pädagogischen Alltags und des Konzeptes.
- Ressourcenorientierte MitarbeiterInnengespräche mit Entwicklungs- und Perspektivplanung.
- Sicherung der traumaspezifischen Fortbildung für Mitarbeitende.
- Sicherung des Fortbildungstransfers ins Team.
- Unterstützung und Förderung interner und externer fachlicher Kooperationen und neuer Erfahrungsräume.

3.3. Ausstattung

Die Ausstattung der Einrichtung bildet den Rahmen in dem die traumapädagogische Haltung gelebt und die Methoden umgesetzt werden. Daher ist bei den unterschiedlichen Ausstattungsbereichen jeweils die Frage nach der gewünschten Wirkung zu beantworten. Gewünschte Wirkungen unter traumapädagogischen Aspekten sind:

„Du bist wertvoll, Du bist viel wert.“
„Hier hast Du den Überblick.“
„Hier ist Dein Platz.“
„Hier sollst Du Dich wohl fühlen.“
„Hier wirst Du gut versorgt.“
„Hier bist Du sicher.“
„Hier wirst Du gestärkt, gefördert.“
„Hier bist Du willkommen.“
„Hier ist ein heiler, heilsamer Platz.“

Gruppengröße und Gruppenstruktur

- Auf Grund der massiven Übertragungsdynamiken liegt die Gruppengröße bei max. 7 Kindern und Jugendlichen (Regelgruppen max. 8).
- Die Gruppenstruktur berücksichtigt die biografischen Auswirkungen und Anforderungen der Kinder und Jugendlichen. Dabei werden internalisierende und externali-

sierende Verhaltensweisen, Täter und Opferdynamiken, geschlechtsspezifische Auswirkungen und Bindungserfahrungen berücksichtigt.

Personalschlüssel und -qualifikation

- In jedem Fall sind die unter 3.1. „Qualitätsentwicklung" beschriebenen Doppeldienste in Kernzeiten sicher zu stellen.
- Die MitarbeiterInnen einer Wohngruppe ergänzen sich in ihrer Qualifikation.
- Die Qualifikationen entsprechend 1. „Haltung" und 2. „Selbstwirksamkeit/ Selbstbemächtigung der Kinder, Jugendlichen und jungen Erwachsenen" sind im Team vorhanden.

Versorgung der PädagogInnen, Kinder, Jugendlichen und jungen Erwachsenen

- Wöchentliche Fallberatung durch eine Fachberatung der Einrichtung mit Kenntnissen in Psychotraumatologie und Traumapädagogik.
- Regelmäßige und durchgängige Supervision (krisenunabhängig).
- Regelmäßige Teilnahme an ihren Fähigkeiten orientierten Fortbildungen der PädagogInnen.
- Therapeutische Angebote für Kinder und Jugendliche in der Einrichtung.
- Die Ausstattung und Einrichtung der Arbeitsbereiche der MitarbeiterInnen muss die Aussage der Wertschätzung ihrer Arbeit beinhalten und ihre Handlungsfähigkeit und Wirksamkeit unterstützen.

Räumliche Gegebenheiten

- Einzelzimmer für die BewohnerInnen.
- BewohnerInnen können ihre Zimmer abschließen mit der gleichzeitigen Möglichkeit bei drohender Gefahr von außen aufzuschließen.
- Größe der Räumlichkeiten, Farbgestaltung, Beleuchtung, Auswahl der Materialien und Ausstattung sind entsprechend ihrer Wirkungen auf die Bedarfe der BewohnerInnen, insbesondere unter Berücksichtigung der Traumafolgen, abzustimmen. Dabei ist besonders auf Bedrohlichkeit und Sicherheit, Rückzugsmöglichkeiten und Integrationserleben sowie auf Möglichkeiten der Anregung und Motivation ebenso wie Entspannung und Ausagieren zu achten.
- Bei der Auswahl und Gestaltung der Kinder- und Jugendlichenzimmer wird auf mögliche Triggerpunkte geachtet.
- Möglichkeiten für Spiel und Bewegung drinnen und draußen.
- Sicherheitskonzepte und Maßnahmen (z.B. Notbeleuchtung, Tresor, abschließbare Fächer, Notruf, Notfallplan, …).
- Platzierung des Nachtbereitschaftszimmer unter Berücksichtigung des Schutzaspektes der BewohnerInnen.

Bundesarbeitsgemeinschaft
Traumapädagogik

4. Interdisziplinäre Vernetzung und Kooperation

Zur Traumabewältigung von Kindern und Jugendlichen im Rahmen der stationären Jugendhilfe sind interdisziplinäre Netzwerke unabdingbar. Jede Barriere von Kooperationszusammenhängen zwischen den unterschiedlichen Zuständigkeitssystemen bedeutet eine Nicht- oder Unterversorgung mit notwendigen Hilfen für die betroffenen Mädchen und Jungen.

Die Folgen können durchaus retraumatisierende Auswirkungen auch innerhalb „professioneller Hilfen" sein, denn der Gruppen- und Einrichtungsalltag impliziert oftmals ein hohes Risiko an eskalierenden Situationen, die ein nicht zu unterschätzendes Gefährdungspotential für alle Beteiligten darstellen. Umso wichtiger ist in diesem Zusammenhang der so genannte „Geschützte Dialog" zwischen Einrichtung und externem System, der das individuell abgestimmte Anforderungsprofil eines Kindes oder Jugendlichen berücksichtigt und ihm so eine zunehmende Erweiterung der persönlichen Kompetenzen ermöglicht.

Zur Wiederherstellung sozialer und gesellschaftlicher Teilhabe eines jungen Menschen mit traumabezogenem Hintergrund ist es daher notwendig, diesbezüglich verbindliche Mindestvereinbarungen mit den anderen beteiligten Helfersystemen im Sinne einer multisystemischen Sichtweise herzustellen, wie z.B. (weitere involvierte Systeme sind dementsprechend anzupassen).

4.1. Jugendamt

- Herstellung einer gemeinsamen Wissensbasis zu Traumatisierung.
- Traumasensible Hilfeplanung unter feinfühliger Beteiligung der Kinder und Jugendlichen.
- Verfügbarkeit einer Vertrauensperson für das Kind oder den Jugendlichen (Ombudsmann/-frau mit dem Auftrag der Anwaltschaft für das Kind/den Jugendlichen).
- Konsequente Anwendung des § 35a KJHG bei Hilfen für traumatisierte Mädchen und Jungen.

4.2. Schule

- Herstellung einer gemeinsamen Wissensbasis zu Traumatisierung und den Auswirkungen auf individuelle Lernkompetenzen.
- Vereinbarung eines individuellen schulischen Anforderungsprofils.
- Gestaltung eines sicheren Lernumfelds, das auf Vermeidung von Beschämung, Konfrontation und Demütigung achtet.
- Verfügbarkeit von Lernassistenten.

Bundesarbeitsgemeinschaft
Traumapädagogik

4.3. Therapie

- Therapieauswahl unter Beteiligung des Mädchen oder der Jungen.
- Arbeit von Pädagogik und Therapie am gemeinsamen Auftrag.
- Regelmäßiger Austausch zwischen den beteiligten Professionellen (gemeinsame Fallbesprechungen, Evaluation, usw.).
- Die Einrichtung sorgt für feste Kooperationen mit PsychotherapeutInnen mit Traumakenntnissen (mind. 2-3), um kurze Wege zu garantieren

4.4. Kinder- und Jugendpsychiatrie

- Verbindliche Kooperationsstandards, inkl. Notfallinterventionen, zwischen Einrichtung und KJP.
- Regelmäßige KJP-Sprechstunden in oder in Nähe der Einrichtung (mind. alle 6-8 Wochen).
- Evaluation der Zusammenarbeit alle 2 Jahre.

4.5. Gemeinwesen

- Eine multisystemische Sichtweise bezieht den Sozialraum (Nachbarschaft, Peers, Vereine, Kirche, Polizei, usw.) in das Helfer- und UnterstützerInnensystem mit ein.
- Vermittlung traumabezogenen Wissens im Gemeinwesen unter Einhaltung der Transparenz und des persönlichen Schutzes der Kinder und Jugendlichen und Familien.
- Initiierung und Teilnahme an „Runden Tischen“ im Sozialraum (z.B. Präventionsrat, usw.).

Dieses Positionspapier wurde von der Arbeitsgruppe
Traumapädagogische Standards in stationären Einrichtungen der Jugendhilfe · im Rahmen der BAG Traumapädagogik erstellt.

Die AutorInnen
- Birgit Lang (Traumapädagogische Praxisberatung Göppingen, Universitäre Kliniken Ulm)
- Claudia Schirmer (Ev. Jugendhilfen Menden)
- Ingeborg Andreae de Hair (AATLA Halle/Westf.)
- Thomas Wahle (AATLA Halle/Westf.)
- Thomas Lang (Rupert-Mayer-Haus Göppingen)
- Adele Stolz (Jugendhof Martin-Luther-King Traben-Trarbach)
- Dorothea Winarske (Flattichhaus Korntal)
- Wilma Weiß (Zentrum für Traumapädagogik Hanau)
- Martin Kühn (traumapädagogisches institut norddeutschland Gnarrenburg)
- Marc Schmid (UPK Basel)
- Jacob Bausum (Zentrum für Traumapädagogik Hanau)

© November 2011
im Auftrag der BAG Traumapädagogik

Kontakt:
BAG Traumapädagogik
Friedrichsdorf 56
27442 Gnarrenburg
info@bag-traumapaedagogik.de
www.bag-traumapaedagogik.de

Traumatisierte Kinder und Jugendliche in der stationären Jugendhilfe Traumapädagogisches Praxiskonzept der Evangelischen Jugendhilfe Menden

Claudia **Schirmer**, *Menden*

Die Evangelische Jugendhilfe Menden ist eine differenzierte und dezentrale Jugendhilfeeinrichtung, die sich seit vielen Jahren mit den unterschiedlichen traumapädagogischen Konzepten auf der strukturellen und inhaltlichen Ebene auseinandersetzt. Das Ziel der Einrichtung ist es, nicht nur eine besondere Gruppe mit traumapädagogischem Schwerpunkt zu entwickeln, sondern vielmehr in der Gesamteinrichtung einen Organisationsentwicklungsprozess in Gang zu setzen, der auf eine sukzessive Implementierung traumapädagogischer und bindungspädagogischer Ansätze in allen Arbeitsbereichen baut.

1. Einleitung

Die Evangelische Jugendhilfe Menden führt seit vielen Jahren Schulungen nach dem PART-Konzept für alle Mitarbeiter/innen durch. Das PART-Konzept setzt auf eine Deeskalation von Krisensituationen, beispielsweise durch frühzeitige und kompetente Krisenkommunikation, und stärkt die Selbstsicherheit der Mitarbeiter/innen. Ferner legt die Evangelische Jugendhilfe Menden viel Wert auf den Aufbau und die Pflege eines interdisziplinären Netzwerkes aus Kinder- und Jugendpsychiater/innen, Kinder- und Jugendtherapeut/innen, Jugendämtern, Kinderschutz-Zentren und anderen sozialen Institutionen und Vereinen.

Die Einrichtung beschäftigt rund 100 Mitarbeitende und hält folgende Angebote für Kinder, Jugendliche und Familien vor:

- Heilpädagogische Wohngruppen
- Wohngruppen für Jugendliche
- Diagnose- und Vermittlungsgruppen
- Tagesgruppen
- Ambulante und therapeutische Hilfen
- (Bereitschafts-)Pflegefamilien und Westfälische Pflegefamilien

1.1 Herausfordernder Alltag in den Wohngruppen

Gelingender Alltag in einer Wohngruppe stellt für Kinder, Jugendliche und Mitarbeitende eine besondere Herausforderung sowie auch eine Chance der positiven Bewältigung dar. Viele Kinder und Jugendliche in der stationären Jugendhilfe weisen multiple Symptome traumatischer Stressreaktionen sowie massive Beeinträchtigungen im Bindungsverhalten auf. Eine zentrale Symptomatik im Rahmen der Traumafolgestörung ist die Beeinträchtigung der Selbst-, Affekt- und Impulsregulierung, die häufig mit hohen Erregungszuständen oder apathischen Zuständen einhergeht (Streeck-Fischer 2006). Infolgedessen kommt es unter anderem zu Krisen- und Überforderungssituationen in den stationären Hilfen, die zum einen unkontrollierbar erlebt werden und mit Gefühlen von Hilflosigkeit und Ohnmacht bei allen Beteiligten einhergehen, zum anderen nicht selten zu vermehrten Abbrüchen der angebotenen Hilfen führen. Aufgrund der Überlastungssituation gerät eine – wie Kühn diesen Prozess trefflich beschreibt – »Reaktionskette in der Eskalation der Hilfen« in Gang, welche sodann letztendlich mit einem Wechsel der Einrichtung einhergeht und mit einem hohen Risiko verbunden ist, dass es auch in der Folgeeinrichtung zu einer Wiederholung dieser Reaktionskette kommt (Kühn 2006).

Für eine positive Gesamtentwicklung des Menschen, insbesondere auch für die Bindungsentwicklung, spielen die selbstregulierenden Kompetenzen eine grundlegende Rolle (Hanswille/Kissenbeck 2008):

Eine der großen Aufgaben in der Jugendhilfe ist es, den Kindern und Jugendlichen, denen häufig die Fähigkeit fehlt, Emotionen und Konflikte selbst zu regulieren, adäquate Hilfen der Selbstberuhigung und Konfliktlösungen anzubieten.

Die inneren Spannungs- und Erregungszustände werden von den Kindern und Jugendlichen häufig unmittelbar ausagiert und inszeniert, was im Gruppenkontext wiederum zu neuen Triggerreizen bei anderen Gruppenmitgliedern führen kann. Viele Mädchen und Jungen, die anhaltende körperliche, seelische und sexuelle Gewalt sowie schwere Vernachlässigung erleben mussten, weisen eine hohe innere Alarmbereitschaft mit einer erhöhten biologischen Stressreaktion auf, welche im Alltag vielfach zu einer scheinbar übertriebenen Reaktivität führt (Denner 2008). Das Zusammenwirken von mehreren Kindern in einer Wohngruppe, die in ihrer Selbstregulation beeinträchtigt und emotional leicht zu erregen sind, lässt sich an dem Bild eines Mobiles veranschaulichen: Eine kleine Bewegung (Erregung) bringt das ganze System in Bewegung (Erregung) und verstärkt sich gegenseitig. Diese besondere Psycho- und Gruppendynamik erfordert ein hohes Fachwissen gepaart mit einer verstehenden und reflektierenden Grundhaltung sowie eine emotionale Stabilität seitens der sozialen Fachkräfte.

In der Behandlung von unterschiedlichen Erkrankungen und psychischen Störungen ist es unstrittig, dass multimodale Therapiekonzepte angewandt werden. Es liegt sehr nahe, dass eine psychotherapeutische Versorgung allein nicht ausreicht, um den Kindern und Jugendlichen mit Traumafolgestörungen wieder eine emotionale Stabilität zu vermitteln. Denn die Kinder und Jugendlichen versuchen im Alltag ihr Trauma mit Strategien, wie beispielsweise dem Horten von Essen, der Abwehr von engen Kontakten, körperlicher oder verbaler Gewalt, der Vermeidung von Leistungsanforderungen zu bewältigen. Dies stellt für Menschen in ihrer direkten Umgebung wie der Familie, Schule oder Wohngruppe eine besondere Belastung dar und ist oft mit Handlungsunsicherheiten und Übertragungs- sowie Gegenübertragungsphänomenen verbunden. Genau hier bietet die Traumapädagogik einen theoretischen und praktischen Bezugsrahmen, der den Mitarbeiter/innen hilft, die besonderen Verhaltensweisen und sozialen Dynamiken der Kinder und Jugendlichen besser zu verstehen und folglich deeskalative und lösungsorientierte Interaktions- und Handlungsmöglichkeiten zu entwickeln.

1.2 Was beinhaltet die Traumapädagogik?

Der Begriff »Traumapädagogik« wird teilweise von Fachleuten aus den Erziehungshilfen sowie aus der Wissenschaft missverstanden und eindimensional auf die bloße Fokussierung der Traumatisierung reduziert. Nicht selten wird den traumapädagogisch Tätigen dabei unterstellt, dass der Begriff »Trauma« inflationär benutzt würde und sie mit der »Traumabrille« unterschiedliche (Verhaltens-)Probleme vorschnell auf eine Traumatisierung zurückführen. Dieses Missverständnis mag vielleicht auch mit dem Begriff »Traumapädagogik« in Verbindung stehen, da leicht impliziert werden kann, dass sich die Pädagogik hauptsächlich auf das Trauma fokussiert. Wenngleich die traumapädagogischen Konzepte das Fachwissen um die Entstehung und Auswirkungen von traumatischen Erfahrungen stark beleuchten, steht jedoch die ressourcen- und lösungsorientierte pädagogische Arbeit im Vordergrund. Vordringlich für die Entstehung und Weiterentwicklung traumapädagogischer Konzepte war und ist der starke Wissenstransfer aus der Neurophysiologie, Psychotraumatologie, Bindungstheorie, Resilienzforschung, humanistischen Psychologie und Erziehungswissenschaft. Neben dem interdisziplinären Ansatz wird der Fokus mehrheitlich auf die Ressourcen, die Resilienzfaktoren und wirksamen Verhaltensstrategien der Kinder und Jugendlichen gelenkt, um sie in ihrer Entwicklung positiv zu unterstützen.

Die Traumapädagogik sollte als eine konsequente Berücksichtigung des Wissensstandes über die Symptome und vielfältigen Auswirkungen von Traumatisierungen im pädagogischen Alltag ge-

sehen werden, die zum Ziel hat, eine emotionale Stabilisierung der Kinder und Jugendlichen systematisch in einem gesicherten und Sicherheit vermittelnden institutionellen Rahmen zu unterstützen. Eine reflektierend-wertschätzende Grundhaltung mit Blick auf die Ressourcen sowie das verstehende Handeln unter Berücksichtigung der Biografie, Bedürfnisse, Überlebens- und Lösungsstrategien von Menschen bilden das Fundament der traumapädagogischen Arbeit. Diese professionelle Grundhaltung erfordert von den Mitarbeitenden neben einer hohen Reflexionsfähigkeit Belastbarkeit, Beziehungs- und Konfliktfähigkeit sowie eine emotionale Stabilität.

Es ist mittlerweile unstrittig, dass eine sichere Bindungsentwicklung sowohl Kinder und Jugendliche als auch Erwachsene besser vor psychischen Krisen schützen. Eine sichere Bindungsrepräsentation wird als wesentlicher Resilienzfaktor bewertet und sollte daher in der stationären Erziehungshilfe stärkere konzeptionelle und inhaltliche Berücksichtigung finden. Die Entängstigung, die emotionale Sicherheit sowie das feinfühlige Handeln der Bezugspersonen werden sowohl in der bindungsorientierten Pädagogik als auch in der Traumapädagogik als zentrale Aufgaben bewertet. Karl-Heinz Brisch (2009) beschreibt hoffnungsvoll die Auswirkungen einer bindungsorientierten Pädagogik im Sinne einer neuen Interaktionserfahrung, welche auch die neuronalen Muster im Gehirn verändert: »Aber jede noch so kleine Veränderung in Richtung Bindungssicherheit wäre ein Riesengewinn für Lernen, für Entwicklung und für Beziehungsfähigkeit des Kindes.«

Aus traumapädagogischer Sicht ist es von besonderer Bedeutung, wirksame pädagogische Methoden und Handlungskonzepte für die Kinder und Jugendlichen sowie die Mitarbeitenden in unterschiedlichen Settings zu generieren und zugleich die Kinder und Jugendlichen emotional zu stabilisieren und zu ermächtigen. Die Pädagogik des sicheren Ortes gibt vor, dass die emotionale Stabilisierung der Kinder nicht ausschließlich durch die pädagogische Beziehung zwischen Kind und Mitarbeiter/in hergestellt werden kann, sondern im Zusammenwirken auf drei Ebenen entwickelt werden muss:

- Der emotional-orientierte Dialog zwischen Kind und Mitarbeiter/in,
- der sichere Ort zwischen Kind und Einrichtung,
- der geschützte Handlungsraum zwischen Mitarbeiter(in) und Einrichtung. (Kühn 2008)

2. Traumapädagogische Ansätze in der Evangelischen Jugendhilfe Menden

2.1 Grundannahmen und Personalentwicklung

Trotz regelmäßiger interner und externer Fort- und Weiterbildungen sowie team- und arbeitsfeldbezogener Implementierung von traumapädagogischen Methoden, musste die Evangelische Jugendhilfe Menden wiederholt die Erfahrung machen, dass besonders in Stresssituationen die neuen traumapädagogischen Ansätze und Interventionen basierend auf einer entsprechenden Grundhaltung leicht aus dem Blick der pädagogischen Fachkräfte geraten. Ausgangspunkt der internen Konzeptentwicklung war die Grundannahme, dass Mädchen und Jungen mit traumatischen Vorerfahrungen und Bindungs- und Beziehungsstörungen in ihrer persönlichen Einmaligkeit Ermutigung und eine emotionale Stabilisierung erfahren und die Mitarbeitenden sich stark und kompetent genug für die Begleitung der Kinder und Jugendlichen fühlen. Des Weiteren sollten die bereits bestehenden Stärken und Ressourcen der Gesamteinrichtung einbezogen und ungünstige Strukturen und Rahmenbedingungen kritisch beleuchtet werden.

Der Annahme folgend, dass jedes Verhalten eines Kindes Sinn hat, soll daher herausforderndem Verhalten von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen vor dem Hintergrund ihrer Biografien verstehend pädagogisch-therapeutisch begegnet werden. Eine hohe Akzeptanz des Kindes trotz »auffälligen« Verhaltens schafft einen geschützten Rahmen, in dem das Kind Entlastung erfährt

und der Vertrauensaufbau zu den Mitarbeiter/innen erleichtert wird. Viele Kinder und Jugendliche handeln im Sinne einer Überlebensstrategie und diese gilt es, in ihrer Funktion und Auswirkung zu verstehen. Diese Grundhaltung wirklich im pädagogischen Alltag durchzuhalten und authentisch anzuwenden, ist sowohl für die Mitarbeitenden als auch für die Gesamtorganisation eine besonders lohnende, aber auch arbeitsintensive und zugleich anspruchsvolle Aufgabe.

Zur Unterstützung dieses Verstehensprozesses wurde neben einer kontinuierlichen lösungsorientierten Fall- und Teamberatung eine systematische Fallbetrachtung und -besprechung unter traumapädagogischen Gesichtspunkten konzipiert. Schließlich bezogen wir bei der Entwicklung des Fallbesprechungsmodells das Konzept der systemischen Therapie mit den bekannten systemischen Methoden wie zum Beispiel Reflecting Team, systemische Fragen, Bildung von Hypothesen oder Skalierungsfragen mit ein. Das Besondere an diesem Modell ist, dass einerseits die bewusste Unterschiedsbildung bezogen auf die Beobachtungen und emotionale Resonanzen auf der Teamebene stark fokussiert und andererseits bei der Lösungssuche die konkreten Hilfestellungen und Unterstützungsideen nicht nur auf das Kind, sondern auch bezogen auf die Kindergruppe sowie auf die Fachkräfte entwickelt werden. Auch bei der Einschätzung des Belastungsgrades stehen nicht nur die einzelnen Mädchen und Jungen im Vordergrund, sondern auch die Mitarbeitenden sowie die Gesamtgruppe.

Die Einstellung und die Grundhaltung von Menschen bilden sich über einen langen Zeitraum heraus und werden über das soziale Umfeld erworben. Der am schwierigsten zu beeinflussende Faktor in der Personalentwicklung ist die Bildung neuer Einstellungen bei Mitarbeitenden (Holtbrügge 2004). Die eigenen Sozialisationserfahrungen und moralischen Einstellungen stehen manchmal in Opposition zu der verstehenden Haltung. Im Zusammenhang mit der Veränderung von menschlichen Einstellungen wissen wir, dass der Mensch Überzeugungen und Meinungen, die er über sich und seine Umwelt besitzt, möglichst stabil hält (Weinert 2004). Demzufolge können Einstellungen – vorausgesetzt, die Person ist offen für den Lernprozess – nur sehr langfristig verändert werden. Für die Einführung des traumapädagogischen Konzeptes bedeutet dies, dass der Organisationsentwicklungsprozess sukzessive vorwärts geht, auf Dauer angelegt sein muss und nicht alle Mitarbeiter/innen und Teams auf dem gleichen professionellen Niveau sein können. Eine Diskussion und Auseinandersetzung mit persönlichen Werten und dem Leitbild der Einrichtung muss somit stetig in den Organisationsentwicklungsprozess eingebunden werden.

Auch die Erkenntnisse aus der Forschung über Selbstwirksamkeit erscheinen im Zusammenhang mit der Personalauswahl sowie der Personalentwicklung wichtig. Selbstwirksamkeit wird definiert als die Überzeugung einer Person, dass sie wirksam und fähig ist, eine Aufgabe erfolgreich zu lösen (Weinert 2004). In der Traumapädagogik ist die Förderung der Selbstwirksamkeit der Kinder, Jugendlichen und der Mitarbeitenden ein wichtiges Ziel. Und genau hier braucht es Mitarbeitende, die einerseits als Vorbild agieren können und andererseits die Überzeugung mitbringen, dass ihr pädagogisches Handeln grundsätzlich eine Wirkung auf andere erzielt. In der Pädagogik ist es unumgänglich, das Feedback der Kinder und Jugendlichen aufzugreifen und in feinfühliger Kleinstarbeit wirksame Interaktionsprozesse zu finden. Das beginnt mit der Fähigkeit, mit Kindern und Jugendlichen in Kontakt kommen zu können, den Kontakt zu halten, auch in Krisensituationen, bis zur Entwicklung einer tragfähigen Beziehung. Karl-Heinz Brisch (2009) formuliert aus bindungstheoretischer Sicht, dass Kinder nur dann gut lernen können, wenn sie in Anwesenheit der Bezugspersonen keine Angst haben müssen: »Die erste Aufgabe für den Bindungsaufbau in der pädagogischen Arbeit ist daher die Entängstigung des Kindes und die Herstellung eines Gefühls von emotionaler Sicherheit durch und in Anwesenheit

seiner Bezugsperson.« Das Gleiche gilt selbstverständlich auch für die Führung von Mitarbeiter/innen. Leitungskräfte sollten in der Lage sein, mit klaren Werten, Visionen und Zielen zu führen, Grenzen zu setzen, Unterstützung und Hilfen anzubieten, um auf diese Weise förderliche Entwicklungsbedingungen für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu schaffen.

Wilma Weiß (2008) postuliert die drei Grundkompetenzen Sachkompetenz, Selbstreflexion sowie Selbstfürsorge im traumapädagogischen Kontext als Voraussetzung für professionelles Handeln im Umgang mit traumatisierten Mädchen und Jungen. Professionalität bedeutet beispielsweise im PART-Konzept: Das nötige Wissen besitzen, entsprechende Handlungskompetenz haben, berufsethische Überzeugung/Haltung zeigen, Fähigkeit zur situationsangemessenen Selbstkontrolle haben sowie die Verantwortung für das eigene Auftreten und Handeln übernehmen, das heißt, verantwortlich zu sein für seine Einstellungen gegenüber den Kindern und Jugendlichen, seine berufliche Motivation und den Umgang mit den eigenen Stimmungen. In der Praxis bedeutet dieser Anspruch auf Professionalität, dass die Rahmenbedingungen und Strukturen in den Einrichtungen zielgerichtete Reflexions- und Feedbackprozesse sowie Fort- und Weiterbildungen verbindlich vorgeben müssen.

Viele Mitarbeitende entwickeln durch die entsprechenden Fort- und Weiterbildungen eine neue Handlungssicherheit, Motivation und mehr Freude an der Arbeit, da sie im pädagogischen Alltag mehr Feinfühligkeit entwickeln, Erfolge erzielen und die Eskalationsfallen besser identifizieren und vermeiden können. Im Zusammenwirken der Grundkompetenzen kann die Belastung und Überforderung der Mitarbeiter/innen erkennbar reduziert werden. Langjährige Erfahrungen beispielsweise aus Deutschland, Österreich und den USA zeigen, dass es in Einrichtungen, in denen die Fachkräfte eine systematische Ausbildung zum Verhalten vor, in und nach aggressiven Krisensituationen haben, zu weniger aggressiven und gewalttätigen Konflikten kommt (Papenberg/Smith 2010). Dies entspricht auch unseren Erfahrungen.

In den vielen Einstellungsgesprächen innerhalb der Evangelische Jugendhilfe Menden zeigt sich, dass die Bewerber/innen kaum Basiswissen über traumapädagogische Ansätze sowie Deeskalationstechniken mitbringen. Deshalb durchlaufen alle neuen Fachkräfte und Berufspraktikant/innen in der Evangelischen Jugendhilfe Menden ein PART-Basisseminar und erhalten eine Einführung in die Traumapädagogik.

Die wertschätzende und fehlerfreundliche Haltung der Leitung gegenüber den Mitarbeitenden stärkt das Vertrauen, die Arbeitsbeziehung sowie die Bindung an die Institution und fördert die Arbeitsmotivation und -zufriedenheit. Eine moderne und zeitgemäße Personalführung setzt auf die Ressourcen und Potenziale der Mitarbeitenden, interessiert sich für die Arbeit vor Ort, formuliert Ziele und setzt klare Grenzen. Die Anbindung der Mitarbeiter/innen an die Organisation und die Vermeidung einer hohen Personalfluktuation sind die Grundlage für eine bindungsorientierte Pädagogik, die untrennbar mit der Traumapädagogik in Verbindung steht.

2.2 Interner Einführungsprozess

Die große Herausforderung, die unsere Einrichtung beschäftigt, ist die Frage, wie wir die verstehende Grundhaltung stets lebendig halten, die Auseinandersetzung mit der eigenen Persönlichkeit und den eigenen Werten und die positive Wirkung des eigenen Verhaltens auf andere fördern und auf allen Ebenen der Organisation umsetzen können. Uns interessierte vor allem, wie wir in unserer Gesamtorganisation ein traumapädagogisches Konzept entwickeln können, das von den Mitarbeiter/innen angenommen und authentisch umgesetzt werden kann. Der erste Schritt war die Gründung einer internen Arbeitsgruppe, die sich alle vier bis sechs Wochen trifft. Die interne Arbeitsgruppe – bestehend aus Leitungskräften und Mitarbeitenden – wurde mit dem Ziel gegründet, Schritt für Schritt gemeinsam trauma-

pädagogische Standards für die Praxis zu erarbeiten.

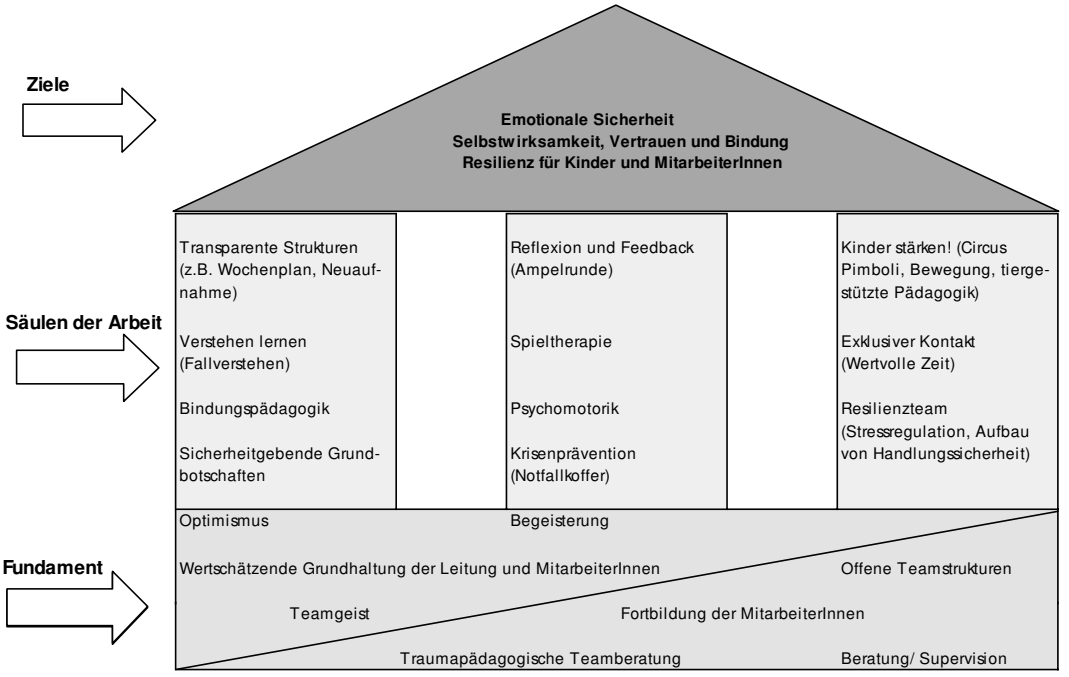
In der Praxis ist eine erfolgreiche Unterstützung bei der Traumabewältigung möglich, wenn es gelingt, die Hinweise auf eine Traumatisierung wahrzunehmen, das heißt, das Verhalten des Kindes oder Jugendlichen in einem professionellen Rahmen zu deuten, Retraumatisierung zu unterbinden, Flashbacks (Nachhall-Erinnerungen) weitgehend zu regulieren und die unterschiedlichen Gefühle wie Angst, Wut, Traurigkeit und Enttäuschung verstehbar zu machen. Die praktische Arbeit soll daher auf folgende Ziele ausgerichtet sein:

- Förderung der Stress-, Selbst-, Affektregulation,
- Herstellung emotionaler Sicherheit der Kinder/Jugendlichen,
- Ermöglichung von korrigierenden Beziehungs- und Bindungserfahrungen,
- Entwicklung von Selbstwirksamkeit,
- Resilienzförderung

(aus dem Qualitätshandbuch der Evangelischen Jugendhilfe Menden 2010).

Die Beteiligung der Mitarbeitenden ist die zentrale Grundlage dafür, einerseits einen Organisationsentwicklungsprozess in Gang zu bringen, der die Arbeitsbedingungen und Alltagsrealität in Wohn- oder Tagesgruppen berücksichtigt, und andererseits die Partizipation der Mitarbeiter/innen sicherstellt. Es wurde in lebendigen Diskussionen zu Beginn des Arbeitsprozesses ein »Traumapädagogik-Haus« (siehe Abbildung) entwickelt, in welchem die grundlegenden Annahmen der pädagogischen Arbeit in der Evangelischen Jugendhilfe Menden beschrieben wurden.

Aus der Perspektive der Mitarbeiter/innen und der Leitung werden in der Arbeitsgruppe folgende

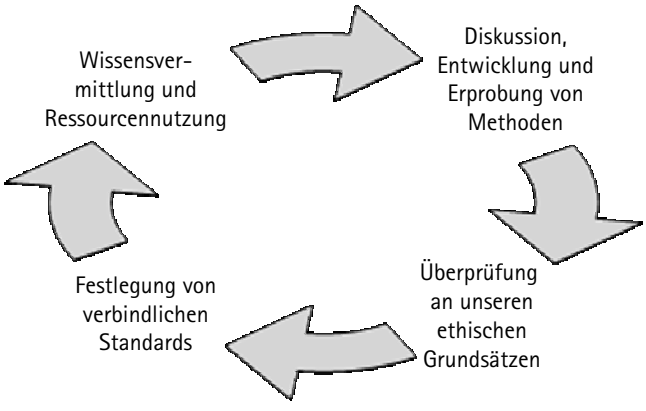


Traumapädagogisches Konzept

Themen und Prozessschritte gemeinsam erarbeitet:

- Reflexion der traumapädagogischen Methoden wie etwa Videoauswertung der Ampelrunde,
- Erprobung und Erarbeitung von traumapädagogischen Standards,
- reflexiver Austausch über Gruppenprozesse in Hinblick auf Partizipation, Essenssituation, Freizeitangebote,
- Reflexion und Erarbeitung passender Rahmenbedingungen für die Prävention von Krisensituationen wie beispielsweise Dienstplanung und aktive Unterstützung für handlungsunsichere Mitarbeiter/innen,
- Erarbeitung eines internen Themenpapiers zur Traumapädagogik,
- Vorbereitung einer internen Kinderfortbildung zum Thema Selbstbemächtigung,
- Vorstellung von neuen Medien und Methoden wie Erfahrungen aus Weiterbildungen,
- Vorbereitung interner Tagungen und Fortbildungen für (neue) Mitarbeiter/innen, Praktikant/innen, Hauswirtschaftskräfte,
- Schnittstellenbildung zu dem in der Evangelischen Jugendhilfe Menden angewandten PART-Konzept (professioneller Umgang mit Gewaltsituationen),
- Reflexion von Teamprozessen,
- Weiterentwicklung des Gesamtkonzeptes der Einrichtung.

Arbeitsprozess der Arbeitsgruppe



Auch die Erkenntnisse aus der Milieutherapie werden seit vielen Jahren mit großem Erfolg in der Evangelischen Jugendhilfe Menden in das traumapädagogische Konzept einbezogen. Dabei geht es vor allem um eine entwicklungsförderliche und positive Atmosphäre in den Gruppen sowie um eine bewusste Gestaltung aller Räume, die insbesondere die Wohlfühl- und Sicherheitsaspekte berücksichtigen und damit Wertschätzung gegenüber allen, die darin leben und arbeiten, ausdrücken. Eine sehr zeitnahe Renovierung und Instandsetzung der Räume und des Mobiliars ist für uns selbstverständlich geworden.

Im Verlauf von mehr als zwei Jahren wurden unterschiedliche Standards in unseren Intensivwohngruppen erprobt und implementiert:

- Neustrukturierung des Aufnahmeprozesses zum Beispiel mit einem Fragebogen für Kinder und Jugendliche, sicherheitsstiftenden Botschaften oder die Gestaltung eines sicheren Ortes
- Einführung von regelmäßigen Reflexions- und Feedbackprozessen in den Gruppen wie der Ampelrunde, dem Kinderteam oder der Rederunde
- Einführung von wöchentlichen exklusiven Zeiten für die Kinder/Jugendlichen mit einer Mitarbeiterin / einem Mitarbeiter,
- Herstellung und aktiver Einsatz von Schutzpuppen für Kinder,
- Biografisches Arbeiten zum besseren Verstehen der Lebensgeschichte,
- Einführung eines transparenten Wochenplans, der von allen Mädchen und Jungen verstanden werden kann,
- regelmäßige Förder- und Freizeitangebote wie Sport, Geocaching, Leseprojekte, Psychomotorik, Circus, tiergestützte Pädagogik oder Jump-Style
- Erstellung von individuellen Notfallplänen zur Prävention von Krisen,
- zeitnahe psychotherapeutische Hilfen,

- Fallbesprechung unter traumapädagogischen Gesichtspunkten,
- systematische Einarbeitung neuer Mitarbeiter/innen,
- Durchführung von Resilienzteamsitzungen,
- zeitnahe Besprechung von aggressiven beziehungsweise gewalttätigen Krisen mit den einrichtungsinternen PART-Trainer/innen.

Der Prozess der Implementierung traumapädagogischer Standards mithilfe der Arbeitsgruppe wird von allen Beteiligten als sehr wirksam und erfolgreich bewertet. Die Zeit zwischen den Arbeitsgruppentreffen ist die Experimentierphase für das Ausprobieren von neuen Methoden im jeweiligen Arbeitsfeld. So wurde beispielsweise in den verschiedenen Wohngruppen die Ampelrunde (nach Wilma Weiß) auf die jeweiligen Bedarfe und Möglichkeiten der Mädchen und Jungen angepasst, sodass in der Einrichtung methodisch sehr unterschiedliche Reflexionsrunden stattfinden, die jedoch alle das gleiche Ziel verfolgen. Es ist ein großer Zugewinn für eine Organisation, wenn die vielfältigen Ideen und Potenziale der Mitarbeitenden aktiv in die Praxis eingebracht werden. *»Praxis to go«* ist beispielsweise ein dahingehend selbstorganisiertes Konzept in unserer Einrichtung, welches von den Mitarbeitenden entwickelt und selbständig umgesetzt wird. Zielsetzung dabei ist die Partizipation am Methodenwissen und speziellen Weiterbildungen von Kollegen/innen. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter legen jährlich durch eine Umfrage fest, wer welches bewährte Praxiskonzept einbringen möchte und entwickeln daraus eine Themenauswahl. Alle Mitarbeiter/innen können auf freiwilliger Basis daran teilnehmen. In der Sitzung wird sodann ein Praxisansatz wie zum Beispiel gewaltloser Widerstand, tiergestützte Pädagogik oder Psychoedukation anhand des dreigliedrigen Gehirns praxisnah vorgestellt.

Neben den hier kurz beschriebenen Standards kommt der Vernetzung mit internen und externen Diensten eine zentrale Rolle zu. Besonders der einrichtungsinterne therapeutische Dienst sorgt in der Teamberatung häufig für neue Handlungsstrategien und Entlastung. Seit knapp zwei Jahren erhält die Evangelische Jugendhilfe Menden verbindliche monatliche Konsultationstermine in einer nahe gelegenen kinder- und jugendpsychiatrischen Praxis, welche von allen Arbeitsbereichen für die Fallberatung oder Vorstellungstermine für Mädchen und Jungen abgerufen werden können. Die gute Kooperationsbeziehung ermöglicht es uns, auch in Krisensituationen direkte und sehr zeitnahe Hilfe zu bekommen.

Der Organisationsentwicklungsprozess in der Evangelischen Jugendhilfe Menden hat bei vielen Mitarbeiter/innen Begeisterung, Motivation, Zugewinn an Kompetenzen und Fachwissen, stärkere Kooperation zwischen den Teams, persönliche Entwicklungsprozesse und einen großen Stolz über die vielschichtigen Arbeitsergebnisse und die damit verbundenen Erfolge ausgelöst. Besonders die Mitarbeiter/innen, die sich in der Arbeitsgruppe engagieren, wirken als Promotoren in der Einrichtung.

Seit fünf Jahren führen wir mindestens einmal jährlich eine traumapädagogische dreitägige Fortbildung mit unterschiedlichen Themenschwerpunkten, wie beispielsweise »Übertragung und Gegenübertragung«, »Trauma und Bindung«, »Selbstbemächtigung der Kinder und Jugendlichen« durch. Direkt nach der jeweiligen Fortbildung geht eine Welle der Begeisterung mit vielen Planungsideen durch die Gesamteinrichtung, die jedoch – wie bei vielen Fortbildungen – mit der Zeit an Wirkung und Präsenz verlieren. Um die traumapädagogischen Ansätze im Praxisalltag präsent und permanent zu halten, braucht es einen kontinuierlichen Qualitätsentwicklungsprozess mit verbindlichen Standards.

Auch deshalb erhalten die Teams seit einem Jahr regelmäßige Fall- und Teamsupervision, um eine weitere kontinuierliche fachliche Begleitung und Unterstützung sicherzustellen. Die Supervisionsprozesse wurden mit den jeweiligen Supervisor/innen, die alle traumatherapeutischen, sys-

temischen oder hypnotherapeutischen Kenntnisse aufweisen, zielorientiert kontraktiert.

Folgende Ziele werden für die teambezogenen Supervisionsprozesse transparent vereinbart:

- Aktivierung der Ressourcen- und Lösungsorientierung beim Deuten von (problematischen) Verhaltensweisen sowie bei pädagogischen Interventionen,
- Weiterentwicklung und Sicherung der traumapädagogischen Grundhaltung,
- professionelle Unterstützung im Umgang mit Übertragungsgefühlen, Belastungen und Verwicklungen,
- Integration von Grundkenntnissen der Traumatheorie und Traumatherapie.

Hinsichtlich der Supervisionsprozesse zeigen unsere bisherigen Erfahrungen, dass sich die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter durch die kontinuierliche Supervision unterstützt fühlen und darüber hinaus die Lösungen und Handlungsimpulse aus den Fallsupervisionen unseren zielgerichteten Einrichtungsprozess in positiver Weise unterstützen.

2.3 Team- und Organisationsentwicklung

Vor dem Hintergrund der steigenden Qualitäts- und Effizienzanforderungen in der Jugendhilfe sowie der besonders anspruchsvollen Arbeit in der Heimerziehung mit den oft chronisch traumatisierten Kindern und Jugendlichen ist die Personalentwicklung ein zentrales Managementinstrument, das maßgeblich den Erfolg einer Organisation mitbestimmt.

Der Erziehungsprozess in der Heimerziehung hängt neben der Grundhaltung und Professionalität der Mitarbeiter/innen sehr stark von der Qualität der Zusammenarbeit des Teams ab. Der Teamprozess sollte durch Reflexion und Beratung regelmäßig und kontinuierlich beleuchtet werden, auch um potenziellen Konflikten und Spannungen konstruktiv begegnen zu können, da diese – bleiben sie unreflektiert – direkte negative Auswirkungen auf die Arbeit mit den Kindern und Jugendlichen nehmen. In der Teamarbeit geht es daher nicht nur um entsprechende Arbeitsteilung und klare Absprachen, sondern vielmehr um die Teamdynamik, in der Vertrauen, Verlässlichkeit, Umgang mit Fehlern, Unterschieden, Unsicherheiten und Ängsten eine große Rolle spielen. Aus meinen langjährigen Erfahrungen können (stabile) Teams mit einer konstruktiv-kritischen Feedbackkultur viele Belastungen aushalten und sich vor Spaltungen und Verwirrung im pädagogischen Alltag schützen. Nicht selten agieren einzelne Kinder in Wohngruppen als Symptomträger mit heftigen Emotionen, wenn auf der Teamebene Konflikte und Spannungen unausgesprochen das Klima bestimmen. Nach erfolgreichen Teamklärungsprozessen kommt es meist zeitnah zur Entlastung auf der Teamebene und diese Entspannung nimmt direkten Einfluss auf die Gruppendynamik der Mädchen und Jungen, sodass sich auch die so genannten hoch erregten und instabilen Kinder wieder beruhigen. Das Team nimmt daher eine schützende und herausragende Rolle in der Traumapädagogik ein (Weiß 2008).

Die Arbeit an einem positiven Selbstverständnis und einer entsprechenden vertrauensvollen Teamkultur, die den Mitarbeiter/innen Rückhalt bietet, ist notwendig, um im pädagogischen Alltag gemeinsam mit den Kindern und Jugendlichen immer wieder neue Lösungswege zu entwickeln.

Humor, Leichtigkeit und Unbeschwertheit sind gute Helfer in der Pädagogik. Eine wirksame emotionale Entlastung und Entspannung bei den Kindern und Mitarbeiter/innen im pädagogischen Alltag wird über das freudvolle Miteinander erzeugt, das heißt, im Alltag werden Aktionen und Erlebnisse geplant, die den Spaßfaktor bei Kindern und Mitarbeiter/innen erhöhen. Kollegialer Umgang miteinander, gegenseitige Unterstützung und Wertschätzung im Team und zwischen Mitarbeiter/innen und der Leitung wirken sich stärkend und unterstützend auf den beruflichen Alltag aus.

Eine ernsthaft und konstruktiv geführte Auseinandersetzung zwischen Fachkräften und Leitung über Rahmenbedingungen und Strukturen ist sicherlich ein großer Gewinn für das gegenseitige Verstehen und die Weiterentwicklung der traumapädagogischen Praxis. In einer Diskussion über das einrichtungsinterne Krisenmanagement wurde neben der Erkenntnisgewinnung hinsichtlich potenzieller Problembereiche, wie beispielsweise Dienstplanung, Krisenkommunikation und Absicherung neuer Mitarbeiter/innen, vor allem die Versorgung der Mitarbeitenden nach Krisensituationen thematisiert. In diesem Zusammenhang wurde durch die offenen Rückmeldungen der Mitarbeitenden eine Dynamik evident, die wir aus der Arbeit zwischen Mitarbeiter/innen und Kindern in der Jugendhilfe gut kennen: »Der Mangel ist groß und das, was wir geben, reicht nicht!« Aus der Perspektive der Leitung wurden beispielsweise für besonders akut belastete Mitarbeiter/innen ein Netzwerk aus externen und internen Fachkräften zusammengestellt, die je nach Themenstellung und Anliegen von den Mitarbeiter/innen zur Klärung und emotionalen Stabilisierung genutzt werden können. In Gesprächen mit den (betroffenen) Mitarbeiter/innen wurden die wohlgemeinten Hilfen nicht immer als Stärkung wahrgenommen. Um es vorweg zu nehmen: Die Auseinandersetzung zwischen Leitung und Fachkräften ist auch heute nicht am Ende eines zufriedenstellenden Prozesses angekommen, sondern sie wird vielmehr im Spannungsfeld der unterschiedlichen Erlebensdynamik eine offene und auf Dauer angelegte Kommunikation benötigen.

Daher braucht es einen verlässlichen institutionellen Rahmen, der die Kommunikation zwischen Mitarbeitenden und Leitung über Rahmenbedingungen sowie Entlastungs- und Belastungsfaktoren sicherstellt.

Das beeindruckendste und erfolgreichste Moment an diesem Organisationsentwicklungsprozess ist nach wie vor, wenn die Umsetzung der traumapädagogischen Standards und die Verfolgung unserer Ziele wirklich aus einer inneren Überzeugung der Mitarbeiter/innen erfolgt, sodass im pädagogischen Alltag eine große Selbstverständlichkeit entsteht und die reflektierende und verstehende Grundhaltung authentisch gelebt und weitergetragen wird.

3. Fazit

Derzeit werden in der Fachöffentlichkeit einerseits die psychischen Auswirkungen von traumatischen Erfahrungen sowie die damit verbundenen pädagogischen Herausforderungen intensiv diskutiert und andererseits entstehen bundesweit traumapädagogische Implementierungsprozesse in Jugendhilfeeinrichtungen, die zum Teil auch mit wissenschaftlicher Begleitung erfolgen.

Gesetzliche Regelungen, steigender Kostendruck sowie die Konkurrenzsituation zwischen Institutionen der Jugendhilfe erfordern von Einrichtungen nicht nur passende und bedarfsgerechte Konzepte, sondern vielmehr auch eine professionelle, wirksame und qualitätssichernde Dienstleistung. Auch die Ergebnisse der EVAS-Studie belegen, dass stationäre und teilstationäre Hilfen erfolgreich sind, wenn in den Einrichtungen methodengeleitete Handlungsweisen einen hohen Spezialisierungsgrad aufweisen (Günder/Reidegeld 2011). In der Diskussion um die Chancen und Wirksamkeit der Heimerziehung kommt den traumapädagogischen und auch bindungsorientierten Konzepten eine sehr bedeutende Rolle zu, da diese die pädagogischen Zielsetzungen, verbunden mit einer Vielzahl von methodengeleiteten Handlungen, systematisch und auch strukturell verfolgen.

Schließlich soll der hier skizzierte Prozess der Evangelischen Jugendhilfe Menden aufzeigen, dass neben der primären Zielsetzung der emotionalen Stabilisierung der Kinder und Jugendlichen auch zahlreiche positive Effekte in Bezug auf die Fachlichkeit und Attraktivität des Arbeitsfeldes der stationären, teilstationären und ambulanten Jugendhilfe entstehen.

Für Jugendhilfeeinrichtungen bietet die Traumapädagogik hervorragende Praxisansätze, die einerseits für die hochkomplexen emotionalen und sozialen Belastungen der Kinder und Jugendlichen sowie für die Belastungen der Mitarbeiter/innen sehr wirksam und geeignet erscheinen, die Dynamik der Hilflosigkeit und Überforderung zu überwinden. Alles, was es braucht für diesen Einführungsprozess, ist die fachliche Überzeugung hinsichtlich der traumapädagogischen Ansätze und einn festen Entschluss der Leitung, eine dahingehende kontinuierliche Personal- und Organisationsentwicklung dauerhaft umzusetzen. ❑

»In dir muss brennen, was du in anderen entzünden willst.« *Augustinus*

Claudia Schirmer
Geschäftsführerin
Ev. Jugendhilfe Menden
Droste-Hülshoff-Str. 70
58708 Menden
schirmer@ev-jugendhilfe-menden.de
www.ev-jugendhilfe-menden.de

Literatur

Brisch, K.-H. (2009): Schütze mich, damit ich mich finde. In: Bausum/Besser/Lutz/Weiß: Traumapädagogik – Grundlagen, Arbeitsfelder und Methoden für die pädagogische Praxis. Weinheim/München.

Denner, S. (2008): Soziale Arbeit mit psychisch kranken Kindern und Jugendlichen. Stuttgart, S. 23–56.

Günder, R. / Reidegeld, E.: Was bewirkt Heimerziehung? Die Sichtweise der Fachkräfte. In: Unsere Jugend. 63 Jahrgang, Heft 1/2011.

Ev. Jugendhilfe Menden (2010): Qualitätshandbuch.

Hanswille, R. / Kissenbeck, A. (2008): Systemische Traumatherapie. Konzepte und Methoden für die Praxis. Heidelberg.

Kühn, M. (2006):Bausteine einer »Pädagogik des sicheren Ortes«. Vortragsmanuskript der Fachtagung: »(Akut) traumatisierte Kinder und Jugendliche in Pädagogik und Jugendhilfe«. Merseburg.

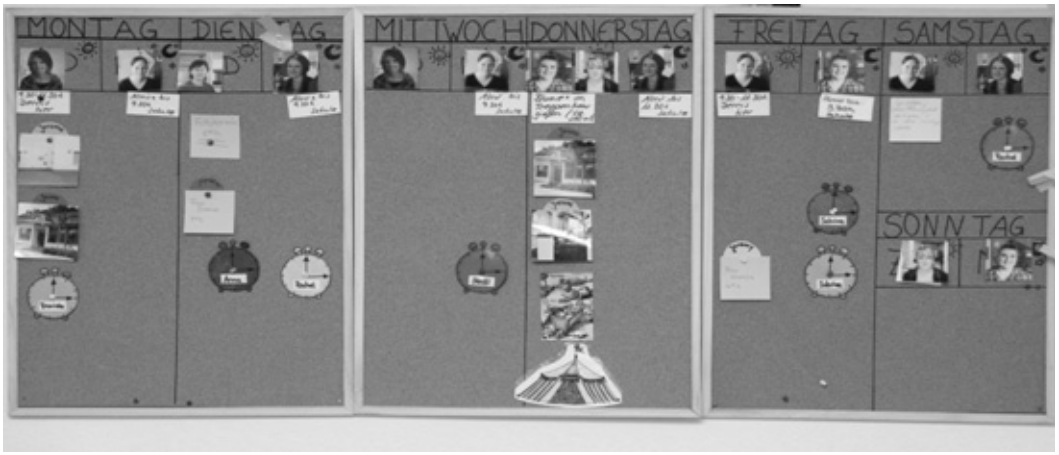
Kühn, M. (2008): Wieso brauchen wir eine Traumapädagogik? Annäherung an einen neuen Fachbegriff. In: Schmid/Fegert (Gastherausgeber): Trauma und Gewalt. Forschung und Praxisfelder. Themenheft Traumapädagogik I., S. 318–327.

Papenberg, W. / Smith, P. (2010): PART-Professionell handeln in Gewaltsituationen. Manuskript zu dem gleichnamigen Fortbildungskonzept (siehe auch www.parttraining.de).

Streeck-Fischer, A.: (2006): Trauma und Entwicklung. Stuttgart/New York.

Weinert, A. B. (2004): Organisations- und Personalpsychologie. Basel, 5. Auflage.

Weiß, W. (2008): Philipp sucht sein Ich. Zum pädagogischen Umgang mit Traumata in den Erziehungshilfen. Weinheim/München, 4. überarbeitete Auflage.



Wochenplan einer Wohngruppe für Kinder

Entwicklungstraumastörungen als Querschnittsaufgabe

*Jochen-Wolf **Strauß**, Traben-Trarbach*

» .(.). Ihr sagtet manchmal: Er verspricht ...
Ja, doch was ich Euch versprach,
das macht mich jetzt nicht bange.
Zuweilen, dicht am Haus, da saß ich lange
und schaute einem Vogel nach.
Hätt ich das werden dürfen, dieses Schaun!
das trug, das hob mich, meine Augenbraun
waren ganz oben. Keinen hatt ich lieb.
Liebhaben war doch Angst-, begreifst du, dann
war ich nicht wir
und war viel größer als ein Mann
und war
als wär ich selber die Gefahr,
und drin in ihr
war ich der Kern. (.). «

Rainer Maria Rilke:
Requiem auf den Tod eines Knaben

Die Aufgabe

Was mich an obigem Zitat berührt hat – auch wenn hier nicht von toten Kindern die Rede sein wird – ist das beschriebene Auseinanderfallen der Sicht und der Erwartungen auf das Kind »von außen« – und die so ganz andere Beschreibung der Möglichkeiten und Wahrnehmungen aus der Sicht des Kindes. Am Ende, so scheint es, stehen Verwirrung und der Abbruch von Kommunikation. Die Aufgaben – und auch dies gilt für alle Praxisfelder – sind aber nicht in egomanen Einzelaktionen zu lösen, sondern nur in abgestimmter gemeinsamer, aufgaben- und ressourcenbezogener, kooperativer Arbeit. Hier kommt es entscheidend auf die Unterordnung aller beteiligten Helfer unter das gemeinsame – klientenbezogene und von diesem auch bejahte – Ziel an. Anders formuliert: Psychosoziale Traumaarbeit ist eine Querschnittsaufgabe, deren Güte und Möglichkeiten vom Gelingen einer wertschätzenden Kommunikation zwischen den beteiligten Professionen und Klienten abhängt. Dies geht aber nicht ohne eine gemeinsame Idee des Praxisfeldes und eine gemeinsamen Sprache über die professionellen kommunikativen Kulturen hinweg. Eine Möglichkeit, zwischen diesen professionellen Kulturen traumabezogen zu kommunizieren und Aufgabengebiete abzustimmen, soll hier beschrieben werden.

Florian

Florian – der natürlich Florian nicht heißt – konnte Weite nicht vertragen: Trat Mensch mit ihm vor das Haus, etwa um ihn auf seine Wohngruppe zu begleiten, wirkte er ängstlich wie ein nestflüchtiger Vogel, klammerte sich an die Hand, schmiegte sich an die Begleitung. Immer wieder tauchten zu dieser Zeit Ratten, Spinnen, Kakerlaken und anderes Getier vor seinen inneren Augen auf. Ja, sie hatten ihn gewissermaßen »voll im Griff«. Die Kinder- und Jugendlichenpsychiatrie, wo er nach der Rettung aus seiner Herkunftsfamilie zunächst untergebracht worden war, hatte diese imperativen Bilder als Symptome einer Schizophrenie gewertet und ihn entsprechend medikamentös »eingestellt«. Dies jedoch ohne die Impulsdurchbrüche und seine intellektuellen »Aussetzer« bewerten zu können, die ihn stark behinderten und dazu führten, dass er knapp über »normintelligent« in Schule und Lernsituationen eingestuft wurde. Gegen die »Ausraster« behalf sich die Schule durch Fixierungen – was dazu führte, dass der junge Mensch aus Angst das Weite suchte, Weite fürchtend, wir erinnern uns .... Ein verlorenes Wesen in einer zu großen Welt ....

Florians Geschichte lässt sich nicht schnell erzählen – hier soll genügen, dass er die ersten neun Jahre seines jungen Lebens überwiegend im Keller seines Elternhauses weggesperrt zugebracht hat. In der Gesellschaft von allerlei Getier, welches sich wie er an dunkle, feuchte Räume anzupassen vermag und ihm Gesellschaft in all diesen Jahren war. Nimmt man nun – wie wir es versucht haben – eine traumatherapeutische Perspektive ein, er-

scheinen die psychotisch anmutenden Bilder als Intrusionen, also sich imperativ aufdrängende, traumaassoziierte Bilder oder Flash-Backs, die »Ausraster« als so genannte »States«, komplexe Bewusstseins- und Handlungsentitäten, welche funktional der Abwehr oder dem Schutz vor den traumatogenen Ereignissen dienen sollen, im »Zivilleben« aber dysfunktional scheinen. Seine Beschulung auf einer Förderschule ist seinen dissoziativen Aussetzern, angstinduzierten Blockaden und dem resultierenden schwierigen Sozialverhalten geschuldet.

Wir sind gemeinsam weit gekommen in diesen Jahren: Florian ist ein, wie mir scheint, »normal pubertierender« 13-jähriger junger Mann. Er kann – oft, nicht immer - seine States kontrollieren, er versucht mit den Folgen seiner Vergangenheit selbstwertschützend umzugehen. Ach – die Diagnose? Die ist nie revidiert worden: Irgendwann hat er beschlossen, die Medikamente nicht mehr nehmen zu wollen. Schulisch ist er von einer »Förderschule E« in eine »L«-Schule umgesetzt worden, aus meiner Sicht sicher nicht angemessen, ich bin aber ziemlich sicher, dass er insgesamt seinen Weg gehen wird.

Dass dieser Weg unnötig steinig wurde, lag an den unterschiedlichen Perspektiven der beteiligten Institutionen auf diesen Prozess: Die Kinder- und Jugendlichenpsychiatrie hat ihr Behandlungsangebot unter Auslassung von Florians Vorerfahrungen an der Schizophrenie-Diagnose orientiert, die Schule seine – aus dieser Sicht – »Renitenz« unter »Störung des Sozialverhaltens« und »Schulverweigerung« abgebucht. Die Wohngruppe konnte sich nach einiger Zeit wohl unseren Überlegungen zur Traumagenese anschließen, drängte dann aber auf eine Expositionsbehandlung, in der Erwartung, dass die teilweise heftigen Reaktionen Florians dann verschwunden sein würden, während wir noch an der Stelle waren, mit Florian ein traumabasiertes Verstehensmodell seiner Erfahrungen und Verhaltensweisen zu entwickeln.

Mit anderen Worten: Jede der beteiligten Institutionen hat, immer bezogen auf den jeweilig gefühlten Handlungsauftrag, eine andere Problemdefinition und hat dieses – die eigene Haltung begründende – Modell dann entsprechend auch dem Kind gegenüber kommuniziert, selbst auf die Gefahr hin, dass sich der betroffene junge Mensch in diesen Erklärungsversuchen nicht wiederfinden konnte. Wie nachfolgende Skizze zeigen soll, können im Entwicklungsverlauf also viele Diagnosen auftauchen, die – fokussiert man auf bestimmte Kernsymptome – nachzuvollziehen sind. Allerdings nur dann, wenn man die Anamnese des Kindes/Jugendlichen außer Acht lässt. Diese ahistorische Vorgehensweise ist aber, dies soll etwas weiter unten beschrieben werden, eine logische Folge aus den derzeit gängigen Krankheitsbeschreibungen in DSM und ICD.

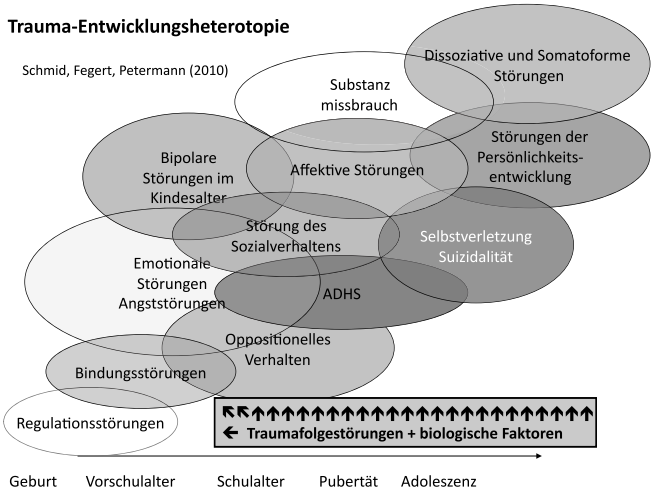


Abb. 1: Entwicklungsheterotropie von Traumafolgestörungen (aus Schmid et al., 2010)

Stakeholder

Im Hilfeplanungs- und Hilfeleistungsprozess gibt es naturgemäß unterschiedliche Prozessbeteiligte: Den jungen Menschen, seine Familie, die verschiedenen Ebenen des Helfer- und Hilfesystems. Aus sozialwissenschaftlicher Perspektive sehen wir diese Teilhabenden gerne als »Systempartner«, wobei dieser Begriff verschleiert, dass mindestens zu

Beginn – auf Grund struktureller Gegebenheiten aber auch im Verlauf des Prozesses, ganz unterschiedliche Interessen und Ziele vorhanden sind, sodass von »Partnerschaft« eher nicht ausgegangen werden kann. Vielmehr lassen sich die beteiligten Personen und Strukturen mit dem der Organisationsentwicklung und dem Qualitätsmanagement entlehnten Begriff der »Stakeholder«, der in etwa mit »Prozessbeteiligte« zu übersetzen ist, wohl besser beschreiben:

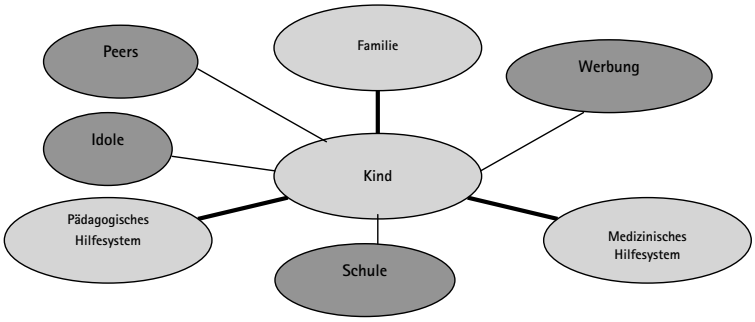


Abb. 2: Vereinfachtes Stakeholderdiagramm

Ein Problem der vereinfachten Darstellung ist auch, dass sie nicht alle Einflussgrößen abbildet und auch deren wechselseitige Beeinflussung nicht berücksichtigt: So sind natürlich »Peers«, Eltern sowie die Familie von wechselnden kulturellen Einflüssen abhängig, auch Psychotherapie und Medizin kennen – allen evidenzbasierten Absichten zum Trotz – regelrechte »Moden« in Diagnostik und Praxis.

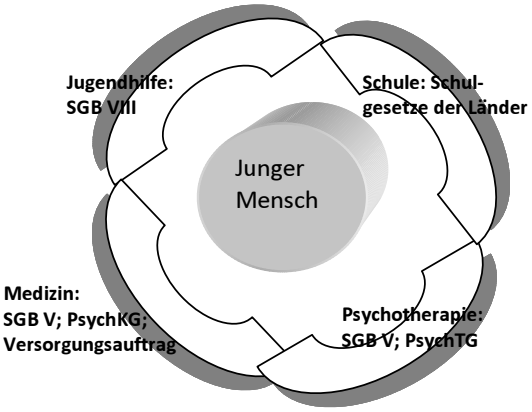


Abb. 3: Helfersystem mit gesetzlichen Vorgaben

Sprachen

Die öffentliche Jugendhilfe hat über das »Kinder- und Jugendhilfegesetz« (SGB VIII) aus vielerlei – nicht zuletzt historischen – Gründen die Unterstützung der Herkunftsfamilie hinsichtlich der Herstellung von »Erziehungsfähigkeit« als Programmatik. Leitidee hier ist eine »Sozialpädagogische Diagnostik« an deren Ende der Hilfebedarf der Familie abgeschätzt und Hilfen angeboten werden. Bei schwer belasteten Kindern stellt sich oft die Frage, ob ein erweiterter Hilfebedarf gegeben ist, weil sonst eine seelische Behinderung zu entstehen droht. Ein solcher erweiterter Hilfebedarf hätte auch für den gesamten Planungsprozess Konsequenzen. Bei weitgehendem Hilfebedarf wäre die öffentliche Jugendhilfe nicht mehr primärer Adressat, vielmehr entstünde ein Rehabilitationsproblem, welches dann im Rahmen der Behindertenhilfe geeignete Unterstützung nach sich ziehen würde. Die Jugendhilfe ist also gehalten, diese Grenze möglichst nicht zu überschreiten.

Die Kinder- und Jugendlichenpsychiatrie als noch relativ junge Wissenschaft sieht sich in der Tradition medizinischer Heilberufe und damit vorwiegend als Naturwissenschaft. Aufgabe einer medizinischen Versorgungsstruktur ist die Behandlung von Problemen mit »Krankheitswert«, das heißt, könnte die Klinik nicht dokumentieren, dass bei Aufnahme eines jungen Patienten ein medizinischer Grund vorlag, bekäme das Krankenhaus kein Geld, der niedergelassene Arzt kein Honorar. Dies zwingt dazu, nach relativ kurzer Zeit eine hieb- und stichfeste Begründung zu finden, die einer Überprüfung standhalten könnte – und dann die nach geltender Lehrmeinung geeigneten Behandlungsformen anzuwenden. Entscheidend ist hier der Zwang, sich schnell auf ein »Hauptproblem« fokussieren zu müssen, welches dann als

kritisch behandlungsbedürftig gesehen wird: Alle Begleitumstände treten vor dieser Hauptbeschreibung zurück, da das Diagnose- und Beschreibungssystem aus einer Art »kategorialer Schublade« besteht, hinsichtlich derer entweder eine Passung besteht – oder eben nicht. Ein Prozess, der »zwischen den Schubladen« anzuordnen ist, muss innerhalb des Kategoriensystems handhabbar gemacht werden, das heißt, man neigt dazu, scheinbar inkompatible Merkmale bei der Diagnosestellung und Behandlungsplanung auszuschließen. Etwas verkürzt lässt sich formulieren: Je gravierender die attestierte Störung ist, desto mehr Ressourcen lassen sich mobilisieren – dieses Vorgehen beißt sich mit der Perspektive der Jugendhilfe, für die ja ein zu hoher Problemdruck ein Überleitungsanlass des jungen Menschen in die Behindertenhilfe darstellt.

Niedergelassene Therapeutinnen und Therapeuten stehen vor einem ähnlichen Problem, wenn auch mit Differenzierung: Die Übernahme der Therapiekosten muss beantragt werden. Dazu ist es nötig, dass identifizierte Problem so zu beschreiben, dass es in der von den Kassen regelhaft bewilligten Zeiträume auch behandelbar ist. Hohe Belastungen ziehen lange Verläufe nach sich, das stellt die Krankenkassen vor Probleme und bedeutet in der Regel auch, dass der junge Mensch und/oder die Familie auch in Zeiten zwischen den Therapieterminen Hilfe brauchen, die dann prinzipiell ein multiprofessionelles Planen zwischen Therapie und Jugendhilfe nach sich ziehen müsste. Bisher war die Einbeziehung der Therapeuten in die Hilfeplanung schwierig, erstmals scheint hier der Facharztvertrag in Baden-Württemberg in Richtung stärkerer Interdisziplinarität zu gehen: Hier ist eine Pauschale für Teilnahme an der Hilfeplanung ausdrücklich einbeschrieben (Meditimes, 2011).

Ein weiteres Problem an dieser Schnittstelle ist aber auch die Hilfeplanung selbst: Dadurch, dass der Hilfeplan halbjährlich neu gefasst werden soll, bewegen sich Therapie- und Hilfeplanung auf unterschiedlichen Zeitschienen. Dies ist auch deshalb besonders wichtig, weil der »Therapiebedarf« zu Beginn zumindest meist von außen attestiert wird: Es kann lange dauern, bis das Kind / der Jugendliche in einen therapeutischen Dialog eintreten kann und will – oft verbunden mit Phasen, in denen die Stunden abgesagt werden. Hierfür sieht das derzeitige System keine Lösungen vor; aus therapeutischer – letztlich ökonomischer – Perspektive bleibt hier dann schließlich nur die Neuvergabe des Platzes um den Preis, dass der Jugendliche, wenn die Motivation denn auftaucht, sich auf einer Wartelistenposition wiederfindet. Therapeuten, so kann man überspitzt formulieren, benötigen motivierte Klientinnen und Klienten. Der Anlass für die Begegnungen kommt in der Regel nicht vom Kind her, denn das Umgebungssystem hat die Notwendigkeit festgestellt, und um die Zustimmung des jungen Menschen muss hier geworben werden. Ein Teil der Motivation der Kinder und Jugendlichen kann darüber entstehen, dass das therapeutische Gegenüber ein Modell der Umstände, Gefühle und Handlungen des jungen Menschen haben muss, die diesem einleuchten und daher nahe an dessen erfahrener Realität angesiedelt sind. Dies fehlt häufig, da die »Störungsbeschreibungen« in den einschlägigen Diagnosesystemen überwiegend rein beschreibend und ohne eine ätiologische Herleitung sind, das heißt, die Modelle und Handlungen im therapeutischen Prozess gehen häufig vollkommen am jungen Gegenüber vorbei – weshalb sollte sich dieser dies also antun?

Die Schule, um auch diese Institution in ihren Bedingungen kurz zu skizzieren, sieht sich in der Pflicht, wesentliche Kulturtechniken zu vermitteln – ein therapeutischer Anspruch scheint hier fehl am Platz. Stellt die Schule bei einem Schüler ein Problem fest, dass die Erfüllung ihres Auftrags in Frage zu stellen droht, wird dieses Problem via Gutachten als »Behinderung« beschrieben, die weitere »Förderung« wird dann einer »Förderschule« überlassen – die Exklusion erfolgt dadurch, dass das Schulsystem die Gutachten, die hierfür nötig sind, in eigener Verantwortung durchführt, eine klinische oder sozialpädagogische Perspektive bleibt außen vor.

Fazit: Alle Institutionen, die sich in unterschiedlichen Verantwortungen sehen könnten und können, haben unterschiedliche professionelle Kulturen, Herangehensweisen und Bedingungen. Dazu sprechen sie unterschiedliche professionelle Sprachen, die letztlich nur mit Anstrengung in das Idiom der Nachbardisziplin zu übersetzen sind – wenn man sich überhaupt darum bemüht, wechselseitig mit Verständnis diese Differenzen überbrücken zu wollen. Ein kommunikatives und handlungstechnisches »Babylon« mithin?

Roads out of nowhere ....

Kindheit hat Folgen ... diese kleine Erkenntnis hat sich ja auch bis in verhaltenstherapeutische Gefilde herumgesprochen. Insgesamt ist das Wissen um die Spuren, die Ereignisse in der Kindheit und Lebensgeschichte hinterlassen, in den vergangenen Jahren gewachsen, wozu nicht zuletzt auch die Bindungs- und Traumaforschung substanzielle Beiträge geliefert haben (vgl. auch Fellitti, 2002).

Sowohl die JULE- als auch die Heimkinderstudie konnten mittlerweile die hohen Belastungsscores von Kindern in unterschiedlichen Hilfen nachweisen (Schmid, 2007; Schmid, 2007b) und auch verdeutlichen, dass die Hilfen für Kinder und Familien nicht als singulär sozialpädagogische oder pädagogische Interventionen erfolgreich sein können. Vielmehr braucht es einen multiprofessionalen Rahmen, innerhalb dessen sich die Institutionen absprechen können und die je eigenen Ansätze und Handlungsstrategien für die anderen Stakeholder transparent und nachvollziehbar gestalten können. Hierzu bedarf es einer gemeinsamen Metasprache und eines gemeinsam getragenen Modells.

Modell und Sprache müssen den Vorteil haben, aus jeder professionellen Perspektive eine brauchbare Erklärung für die irritierenden und schwierigen Zustände und Verhaltensweisen der Protagonisten zu liefern. Für die Jugendhilfe muss der Unterstützungsbedarf, die angezeigte Hilfe und eventuell notwendige zusätzliche Unterstützungsnotwendigkeit etwa aus dem rehabilitativen Bereich erklärbar und beschreibbar werden. Die medizinischen und therapeutischen Professionen brauchen ein Beschreibungssystem, das diagnostische und kurative Zugangswege beschreibt und den jeweiligen Kostenträgern gegenüber erklärungsmächtig ist. Die Schule braucht ebenfalls Möglichkeiten, Unterstützungsbedarf abzubilden und einzufordern, ohne durch Exklusion weitere seelische Schäden verursachen zu müssen.

Minimalkonsens herrscht sicher dahingehend, dass wir in allen Hilfen, allen Praxisfeldern auf Kinder und Jugendliche treffen, die aus unterschiedlichen Gründen großen Belastungen unterworfen sind und waren. Wie oben schon skizziert, können wir spätestens seit den Ergebnissen der »Adverse Childhood Experience«(ACE)-Studie von Felitti et al. (2002) davon sprechen, dass sich die Folgen von Belastungsmomenten aus der Kindheit – ähnlich den Narben nach körperlichen Verletzungen – als behindernd im weiteren Leben auswirken – wir also von seelischen Wunden sprechen, von »Traumata«, um den griechischen Begriff für »Wunden« zu verwenden.

Es scheint also einfach: Apostrophieren wir die Kinder und Jugendlichen als »traumatisiert«, müssten sich also Handlungsleitlinien für alle beteiligten Professionen ergeben. Dies scheint auch im »13. Kinder und Jugendhilfebericht der Bundesregierung« (2009) thematische Leitidee gewesen zu sein. Doch sprechen wir dieselbe Sprache, wenn wir die gleichen Begriffe verwenden? Passen die Bilder zusammen, die wir in den unterschiedlichen Praxisfeldern mit dem Begriff »Trauma« verbinden?

F 43.1 ICD 10:
Posttraumatische Belastungsstörung

A. Die Betroffenen sind einem kurz- oder langanhaltenden Ereignis oder Geschehen von außergewöhnlicher Bedrohung oder mit katastrophalem Ausmaß ausgesetzt, das nahezu bei jedem tiefgreifende Verzweiflung auslösen würde.

B. Anhaltende Erinnerungen oder Wiedererleben der Belastungen durch aufdringliche Nachhallerinnerungen (Flashbacks), lebendige Erinnerungen, sich wiederholende Träume oder durch innere Bedrängnis in Situationen, die der Belastung ähneln oder mit ihr in Zusammenhang stehen.
C. Umstände, die der Belastung ähneln oder mit ihr im Zusammenhang stehen, werden tatsächlich oder möglichst vermieden. Dieses Verhalten bestand nicht vor dem belastenden Ereignis.
...

Kasten 1: Basiskriterien Posttraumatische Belastungsstörung nach ICD 10 WHO (Remschmidt et.al., 2006)

Die Vergabe einer »Traumadiagnose« nach ICD 10 oder auch DSM IV verlangt also die Erfahrung einer tödlichen Bedrohung oder außergewöhnlich katastrophaler Belastungen. Nun kann ein sexueller Übergriff natürlich mit einer Todesdrohung oder auch der Erfahrung tödlicher Bedrohung einhergehen – muss er aber nicht.

Auch eine zweite Bedingung, nämlich das Auftauchen lebhafter, traumaassoziierter Bilder bis hin zu Flashbacks, ist oft nicht erfüllt oder schwer zu identifizieren. Florians Bilder in obigem Beispiel werden nur sinnhaft vor der Erfahrung der Einkerkerung. Sofern diese – aus welchen Gründen auch immer – in der Anamnese ausgespart bleiben, scheinen sie halluzinatorischen Charakter zu haben. Darüber hinaus verläuft die seelische Entwicklung von Kindern und Jugendlichen oft diskontinuierlich, widersprüchlich und voller Brüche, sodass es schwierig ist zu beschreiben, wie denn die Entwicklung ohne die Traumatisierung verlaufen wäre. Dies begleitet auch die Debatte um mögliche kindliche Persönlichkeitsstörungen. Und: unser Gehirn verfügt über die entlastende Möglichkeit, Erinnerungen aus- und einzuschließen, sodass diese voll amnestisch sein können, also der Erinnerung entzogen: Auch die Erfahrungen der ehemaligen Heimkinder künden von den Schwierigkeiten, sich zu erinnern und Zusammenhänge zu erschließen. Das heißt, Betroffene haben zwar »Symptome«, die Ursachen lassen sich aber nicht oder nur fremdamnestisch erschließen. Dies liegt auch oft daran, dass die erwachsenen Täter ihr Tun oder Unterlassen als »normal« und »erwartbar« wahrnehmen und den Kindern gegenüber kommunizieren.

So sind oft nicht die (Groß-)»T«-Traumata im Leben der jungen Menschen auffindbar, sondern viele kleine »t«-Traumata – eine Traumalandschaft, eine Kaskade von Gewalt, Vernachlässigung und Ausgrenzung, die in den vorhandenen Diagnosesystemen dergestalt nicht abbildbar ist. Darüber hinaus können und müssen wir oft – aber dies ist oben fast schon eingeschlossen – von »sequentiellen Traumatisierungen« sprechen, Traumatisierungen, die in einer Atmosphäre permanenter, unberechenbarer Gefährdung auftreten und auch dadurch gekennzeichnet sein können, dass die Abwendung unmittelbarer Gefahr, beispielsweise durch eine Inobhutnahme, noch nicht das Ende der traumatogenen Erfahrung markiert, weil in dieser Phase den Nöten des Kindes nur unzureichend oder falsch begegnet wird, was dazu führen kann, dass sich die traumatogenen Momente weiter und tiefer »einbrennen« (Keilson, 2005, Becker, 2006) .

Für die Diagnostik verwirrend können auch die häufig auftretenden komorbiden Phänomene sein, als da sind: Ängste, Depressionen, Somatisierungen und andere. Für den Erwachsenenbereich hat sich in den vergangenen Jahren der Terminus »Komplexe PTBS« eingebürgert, der aber der Entwicklungsfähigkeit der jungen Menschen und auch der Fluktuation der Symptome, die nicht ungewöhnlich ist, zu wenig Rechnung trägt (Köllner, 2011).

All diesen definitorischen und diagnostischen Schwierigkeiten trägt ein Definitionsvorschlag der Arbeitsgruppe für die anstehenden Revisionen von ICD und DSM durch van der Kolk (van der Kolk, 2009) Rechnung. Hier wird das Modell einer »Traumaentwicklungsstörung« (Development-

Trauma-Disorder, DTD) formuliert, das auch die entwicklungspsycholgischen und neurobiologischen Ebenen mit einschließt.

Schmid et al. beschreiben die diagnostischen Kriterien wie folgt:

A. Traumatische Erfahrungen und Vernachlässigung

Das Kind, der Jugendliche oder Erwachsene erlebte über mindestens ein Jahr hinweg mehrere extrem belastende Lebensereignisse und/oder wurde Opfer von interpersoneller Gewalt. Die belastenden Lebensereignisse beginnen in der Kindheit oder dem Jugendalter.

1) Direkte, wiederholte traumatische Erfahrungen von schwerer zwischenmenschlicher Gewalt (inkl. sexueller Missbrauch)
2) Ernsthafte Unterbrechungen der schützenden und fürsorglichen Versorgung des Kindes, wiederholte Trennungen von der Hauptbezugsperson, schwerer und überdauernder emotionaler Missbrauch

B. Affektive und physiologische Dysregulation

Das Kind weist für seinen Entwicklungsstand deutlich beeinträchtigte Fähigkeiten im Bereich Erregungs- und Emotionsregulierung auf. Dies beinhaltet mindestens zwei der folgenden Verhaltensweisen:

1. Unfähigkeit, extreme Gefühlszustände (Angst, Scham, Ärger) zu modulieren, zu tolerieren und sich in solchen Situation selbständig wieder zu beruhigen
   Dies beinhaltet schwere und anhaltende Wutanfälle oder Fixierung auf die negative Situation mit Dissoziation (z. B. Erstarren aus Angst).
2. Schwierigkeiten bei der Regulation von körperlichen Funktionen und Sinneswahrnehmungen (z. B. persistierende Schlafstörungen, Schwierigkeiten bei der Ausscheidung, wechselnder Appetit, Hypo- und/oder Hyperaktivität auf Berührungen, Gerüche, Geräusche, Desorientierung bei Übergängen im Alltag)
3. Verminderte Bewusstheit für Sinneseindrücke, Emotionen und körperliche Zustände
4. Eingeschränkte Fähigkeiten, eigene Emotionen und körperliche Zustände zu beschreiben

C. Schwierigkeiten der Aufmerksamkeits- und Verhaltenssteuerung

1. Beschäftigung mit Bedrohung und potentieller Gefahr und eingeschränkte Fähigkeit, Gefahren wahrzunehmen, einschließlich der Missdeutung und Fehlinterpretation von sicherheitsrelevanten Hinweisen
2. Eingeschränkte Fähigkeit sich selbst zu schützen, einschließlich Hochrisikoverhalten und Sensation Seeking
3. Problematische Versuche der Selbstberuhigung (z. B. Stereotypien, rhythmische Bewegungen, zwanghaftes Masturbieren)
4. Habituelles oder reaktives selbstverletzendes Verhalten
5. Unfähigkeit, zielgerichtetes Verhalten zu initiieren oder aufrechtzuerhalten

D. Schwierigkeiten der Selbstregulation und Beziehungsgestaltung

Das Kind weist für seinen Entwicklungsstand ein unterentwickeltes Bewusstsein für seine persönliche Identität und Verstrickungen in Beziehung auf:

1. Intensive Beschäftigung mit der Sicherheit von Bezugspersonen oder anderen geliebten Personen (beinhaltet altersunangemessenes Fürsorgeverhalten). Schwierigkeiten, Trennungen

von Bezugspersonen zu tolerieren und ablehnendes oder ignorierendes Verhalten beim Wiedersehen nach Trennungen
2. Persistierendes negatives Selbstbild, Abscheu vor der eigenen Person, Ohnmachtsgefühle. Gefühle der Hilflosigkeit, Wertlosigkeit, Insuffizienzgefühle, Selbstwirksamkeit und Schadhaftigkeit
3. Extremes und überdauerndes Misstrauen, Widerstand oder Mangel an Reziprozität in vertrauten sozialen Beziehungen mit Gleichaltrigen und Erwachsenen
4. Reaktive verbale oder körperliche Aggressionen gegenüber Gleichaltrigen, Bezugspersonen oder anderen Erwachsenen
5. Unangemessene (exzessive und promiske) Versuche, vertraute/intime Kontakte herzustellen (Dies kann körperliche und sexuelle Intimität beinhalten, ist aber nicht auf diese beschränkt.) Übermäßiges Zutrauen zu weitestgehend unbekannten Erwachsenen und Gleichaltrigen (ohne Rückversicherung bei Bezugspersonen)
6. Eingeschränkte Fähigkeit Empathie zu regulieren, z. B. eingeschränkte Empathiefähigkeit gegenüber dem Leiden, dem Ausdruck von Unbehagen oder negativen Gefühlen von anderen Personen oder übertriebene Ansprechbarkeit und Beschäftigung mit dem Leiden von anderen Menschen

E. Posttraumatische Belastungsstörung

Das Kind weist mindestens ein Symptom aus mindestens zwei der drei Symptomclustern (B, C oder D) der Posttraumatischen Belastungsstörung auf.

F. Dauer der Symptomatik

Mindestens ein Symptom der Traumaentwicklungsstörung aus den Bereichen B, C & D persitiert über sechs Monate.

G. Teilhabebeeinträchtigungen

Die Schwierigkeiten wirken sich auf mindestens zwei der folgenden Funktionsbereiche aus:
Schule: Leistungsprobleme, Klassenwiederholungen, Umschulungen, Disziplinprobleme, Konflikte mit Schulpersonal, schulvermeidendes Verhalten, Schulausschluss, Lernstörungen, die nicht, oder nicht ausschließlich mit klassischen Teilleistungsstörungen erklärbar sind
Familie: Konflikte, Vermeidung, Passivität, Weglaufen, Versuche Familienmitglieder emotional oder körperlich zu verletzen, Nichterfüllen von wichtigen familiären Verpflichtungen
Gleichaltrigengruppe: Isolation, Vermeidung, permanente Konflikte mit Gleichaltrigen, Beteiligung an Gewalttaten oder Risikoverhaltensweisen, deviante Gleichaltrigengruppe, altersinadäquate Peergruppe
Kriminalität: sich steigernde Delikte, Anklagen, Inhaftierungen, Arreste, Vorstrafen, Missachtung des Gesetzes oder moralischer Standards
Gesundheit: körperliche Symptome, die nicht vollständig durch somatische Degeneration oder Verletzungen erklärt werden können. Verdauungstrakt, neurologische Erkrankungen, Unterleibsschmerzen, kardiovasculäre oder Atemwegs-Symptome, propriozeptive Probleme, starke Kopfschmerzen (inkl. Migräne), chronische Schmerzen oder chronische Müdigkeit

Kasten 2: Entwicklungstraumastörung nach van der Kolk (nach Schmid et al., 2010)

Wie leicht zu sehen ist, sind in dieser dimensionalen Beschreibungen auch Phänomene erfasst, die – aus kategorialer Sicht – als »Bindungsstörung«, »ADHS«, oder »Störung des Sozialverhaltens«, um einige zu nennen, befundet werden. Hier erreichen die Symptome häufig aber nicht die zur validen Diagnosestellung geforderten Ausprägungen, das Bild bleibt subsyndromal – eine sich dann doch auf eine Diagnose stützende Therapie geht aber am eigentlichen Hilfebedarf vorbei. Die Leidensgeschichten der Betroffenen aus den mittlerweile aufgedeckten Gewalt- und Missbrauchsskandalen in den Institutionen der vergangenen 50 Jahre lässt gerade für klinische Berufsgruppen die Forderung auftauchen, da, wo es möglich ist, Tat und Täter zu benennen. Zum einen lassen sich für betroffene Kinder- und Jugendlichen auch Hilfen aus dem »Opferentschädigungsgesetz« ableiten, zum anderen spielen auch rentenrechtliche Erwägungen eine Rolle, wenn Betroffene auf Grund einer Schädigung durch Dritte zum Beispiel keine ausreichende Erwerbsbiografie erreichen können.

Da obiges Modell alle relevanten psychosozialen Funktionsbereiche einschließt, ergeben sich für alle helfenden Berufsgruppen spezifische Aufträge, die aufeinander abzustimmen sind.

Das Kerngeschäft ....

Auf den ersten Blick scheint die Neu-Beschreibung traumainduzierter Störungsmuster bei jungen Menschen nur für die klinischen Berufsgruppen von ausschlaggebender Bedeutung zu sein; für pädagogische Zugänge erwächst hier scheinbar – über den bloßen Erklärungswert hinaus – keine neue Perspektive.

Diese wird aber möglich, wenn man mit Fischer die Folgen von Traumatisierungen in Person und Umwelt als Ausdruck eines »Minimalen Ausdrucks- und Handlungsfeldes« sieht, als Symptome, die die einzige Art und Weise darstellen, im gegebenen Moment das Unsagbare zu kommunizieren (Fischer, 2000). Diese Ausdrucksformen lassen sich als Kompromissbildung zwischen den Traumafolgen für Person und Persönlichkeit der Betroffenen (= »Traumaschema«) und Resilienz- und Salutogenesefaktoren (= »Traumakompensatorische Struktur«) beschreiben. Hilfreich ist also nicht ein »Herumdoktern am Symptom«, sondern die Stärkung der Widerstandskräfte der Betroffenen (Abb. 4 und 5).

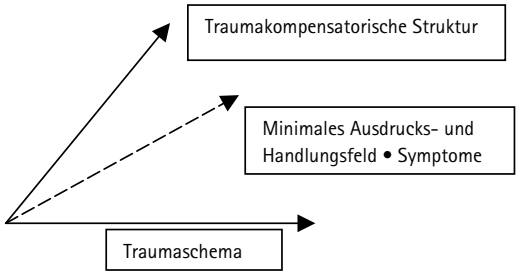


Abb 4: Traumafolgen als »Minimales Ausdrucks- und Handlungsfeld« (nach Fischer, 2000)

Neben solchen Merkmalen, die helfen können, mögliche – auch unbewusste – Schuldzuweisungen oder ähnlich selbstwertschädigende Beschreibungsversuchen aus Opfersicht zu mindern, bilden wichtige und verlässliche, im Wortsinne »heilsame« Beziehungen das wichtigste Element der »Traumakompensatorischen Struktur«. Ein zweiter wichtiger Baustein ist die Herstellung von Sicherheit und Abwehr potentiell oder tatsächlich schädigender Erfahrungen, hin zu positiven Neu-Erfahrungen. Im Ideal kann es gelingen, den »Ressourcenschenkel Traumakompensation« so groß werden zu lassen, dass sich das »Ausdrucks- und Handlungsfeld« so weit verbreitert, dass die Traumafolgen für die Persönlichkeit, Gefühle und Handlungsmöglichkeiten der Betroffenen nur noch eine untergeordnete Rolle spielen (Abb. 5).

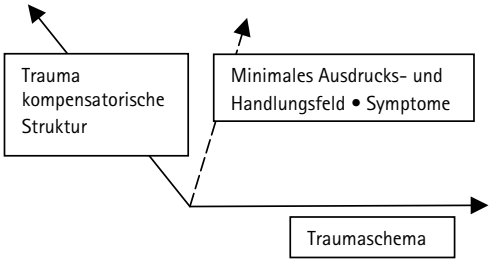


Abb. 5: Vergrößerung des »Ausdrucks- und Handlungsfeldes« bei Traumafolgen durch Ressourcenaktivierung

Hier wird deutlich, dass die Arbeit am Symptom letztlich bestenfalls zweitrangig ist – die Hauptverantwortung tragen die Helfer im nahen Umfeld der Betroffenen. Dies kann einerseits, der Aufgabenstellung des SGB VIII folgend, eine Stärkung familiärer Ressourcen sein. Natürlich wird es auch medikamentöse Interventionen geben müssen, auch traumabezogene Psychotherapie hat in diesen Modellen, die für alle helfenden Professionen einen Orientierungsrahmen bieten, seinen Stellenwert. Jedoch wird Gesundung hier nicht verstanden als die »Abwesenheit von Symptomen«, sondern als dialogischer Prozess zwischen den jungen Menschen und den Betreuern.

Diese Betrachtungsweise weist in jedem Fall der Beziehung des jungen Menschen zum Helfer den entscheidenden Anteil an einer möglichen Gesundung zu. Und sie verlangt von Einrichtungen und Helfern die Aufgabe, »sichere Orte« zu kreieren und zu garantieren, um in diesem geschützten Rahmen emotionale Neuerfahrungen zu ermöglichen. Als traumaadaptierte Pädagogik muss sie besondere Bedingungen für tief verletzte junge Menschen schaffen, ohne sich von den Ausdrucksformen, die diese Erfahrungen evozieren, abschrecken zu lassen. ❑

Literatur

Becker, D.: Die Erfindung des Traumas, Freiburg, 2006

Bundesministerium für Frauen, Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSJ): 13. Kinder- und Jugendhilfebericht, Berlin, 2009

Felliti, V.J.: Belastungen in der Kindheit und Gesundheit im Erwachsenenalter: die Verwandlung von Gold in Blei; Z psyochsom Med Psychoth; 2002, 48(4); 359-369

Fischer, G.: Mehrdimensionale Psychodynamische Traumatherapie, Heidelberg, 2000

Flatten, G. et al.: Posttraumatische Belastungsstörung: Leitlinie und Quellentext, Stuttgart, 2002

Keilson, H.: Sequentielle Traumatisierung bei Kindern, Stuttgart, 2005

Köllner, V. / Maercker, A.: Das diagnostische Spektrum der Traumafolgestörungen, Trauma und Gewalt, 5 (3), 236-247

MEDITIMES, Sonderbeilage zum PNP-Vertrag, MEDI – Baden-Württemberg, 2011

Remschmidt, H. / Schmidt, M. / Poustka, F.: Multiaxiales Klassifikationsschema, Bern, 2006

Saß, H. et al.: Diagnostische Kriterien DSM IV-TR, Göttingen, 2003

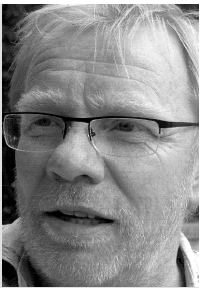
Schmid, M.: Psychische Gesundheit von Heimkindern, Weinheim, 2007

Schmid, M.: Stationärer Kontext – Kooperation zwischen stationärer Kinder- und Jugendlichenpsychiatrie und stationärer Jugendhilfe bei Adoleszenten mit einer Borderline Persönlichkeitsstörung, in: Brunner, R. / Resch, F.: Borderline-Störung und selbstverletzendes Verhalten bei Jugendlichen, Göttingen, 2007, 195-212

Schmid, M. / Fegert, J. / Petermann, F.: Traumaentwicklungsstörung: Pro und Kontra; Kindheit und Entwicklung, 19 (1), 47-63, Göttingen, 2010

Van der Kolk, B. A.: Entwicklungstrauma-Störung, in: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, 7, 2009, S. 572ff

Jochen-Wolf Strauß
Dipl.-Psychologe
Psychologisches Institut
Zentrum für lebenslanges Lernen
Maiweg 150
56841 Traben-Trarbach
Internet:www.zentrum-lebenslanges-lernen.de



Gesetze und Gerichte

*Christian **Müller**, Hannover*

Gesetz zur Änderung des Vormundschafts- und Betreuungsrechts vom 29.6.2011[1]

Am 5. Juli 2011 ist das Gesetz zur Änderung des Vormundschafts– und Betreuungsrechts im Bundesgesetzblatt veröffentlicht worden, das in Teilen bereits einen Tag später in Kraft getreten ist und teilweise erst ein Jahr später in Kraft treten wird.

Die bedauernswerten Fälle von Kindesmisshandlungen und -vernachlässigungen, die in den vergangenen Jahren die Fachöffentlichkeit beschäftigt und in der Berichterstattung der Medien breiten Raum eingenommen haben, haben auch den Gesetzgeber in der vergangenen Zeit vermehrt veranlasst, Maßnahmen zur Verbesserung des Kinderschutzes einzuleiten.[2] Hierzu gehört auch das nunmehr verabschiedete Gesetz zur Änderung des Vormundschafts- und Bertreuungsrechts[3], das unter anderem als eine Reaktion auf die im Zusammenhang mit dem tragischen Tod des Kindes Kevin aus Bremen bekannt gewordenen Missstände, (insbesondere viel zu hohe Fallzahlen – im Fall Kevin betreute der zuständige Amtsvormund seinerzeit 200 Mündel) im Vormundschaftswesen angesehen werden muss.

Kernpunkte der Reformen sind

- die Änderung des § 1793 BGB, wonach durch den neu geschaffenen Abs. 1 a) der Vormund den Mündel in der Regel einmal im Monat in dessen üblicher Umgebung aufsuchen soll, sofern nicht im Einzelfall kürzere oder längere Besuchsabstände erforderlich sind oder ein anderer Ort geboten ist,
- die Pflicht des Vormundes gemäß § 1800 S. 2 BGB die Pflege und Erziehung des Mündels zu fördern und zu gewährleisten,
- die Erweiterung der Berichtspflicht des Vormundes gegenüber dem Familiengericht (der Bericht muss gemäß § 1840 Abs. 1 S. 2 BGB neue Fassung nunmehr auch Angaben zu den persönlichen Kontakten des Vormundes zu dem Mündel enthalten) und
- die Einführung eines neuen Entlassungsgrundes des Vormundes gemäß § 1908 b Abs. 1 S. 2 BGB neue Fassung wegen mangelnden persönlichen Kontakts des Vormundes zum Mündel.

Während vorstehende Änderungen bereits am 6.7.2011 in Kraft getreten sind, treten folgende Neuerungen erst mit einer einjährigen Verzögerung, also am 6.7.2012 in Kraft:

- die in der Regel gebotene Anhörung des Kindes oder Jugendlichen (zukünftigen Mündels) durch das Jugendamt vor Auswahl des Vormundes durch den in § 55 Abs. 1 Abs. 2 SGB VIII neu eingefügten S. 2,
- die Begrenzung der Fallzahl auf maximal 50 Mündel für einen Vormund in Vollzeitstelle gemäß § 55 Abs. 2 S. 4 SGB VIII und
- die in dem neu geschaffenen § 1837 Abs. 2 S. 2 BGB verankerte Pflicht des Familiengerichts zur Kontrolle der Einhaltung der Kontaktpflichten des Vormundes mit seinem Mündel.

Auch wenn die Änderungen im Vormundschafts- und Betreuungsrecht grundsätzlich sowohl aus

[1] BGBl. 2011, Teil 1 Nr. 34, S. 1306

[2] Zwar ist das Bundeskinderschutzgesetz bislang noch nicht verabschiedet worden. Gleichwohl sind in den letzten Jahren zahlreiche Gesetze verabschiedet worden, die dem Kinderschutz dienen (so beispielsweise etliche Landeskinderschutzgesetze, siehe hierzu auch EJ 2010, 126).

[3] Über die Verweisungsvorschrift des § 1915 BGB ist gewährleistet, dass die nachfolgend skizzierten Änderungen auch für Pflegschaften gelten.

Sicht der Praxis als auch aus wissenschaftlicher Sicht begrüßt werden[4], so ist nach wie vor umstritten, ob die zum 6.7.2012 in Kraft tretende Fallbegrenzung auf 50 Mündel für einen Vormund pro Vollzeitstelle ausreichend ist, um das Ziel des Gesetzes – eine persönlich geführte Vormundschaft[5] – zu erreichen. Der von *Sünderhauf* überzeugend begründeten Forderung,[6] dass die Fallzahl von 50 als absolute Ausnahme angesehen und eine Belastungsobergrenze von maximal 30 Fällen angestrebt werden sollte, kann nur beigepflichtet werden, wenngleich zu befürchten ist, dass angesichts der mit der Einführung der Beschränkung der Fallzahlen auf maximal 50 Mündel pro Vollzeitvormund bereits einhergehenden Zusatzkosten für die Kommunen[7] die problematische Belastungsobergrenze im Regelfall ausgeschöpft werden wird.

Keine Beschlagnahme von Jugendamtsakten

Beschluss des Landgerichts Oldenburg vom 30.11. 2010 – 1 Qs B 437/10 - JAmt 2011, 101 f.

Sachverhalt (gekürzt)
Nachdem ein Ehemann von einer Mitarbeiterin des Jugendamtes im Rahmen eines familiengerichtlichen Verfahrens erfahren hatte, dass bei der Stadt verschiedene E-Mails eingegangen waren, in denen unter anderem behauptet wurde, er setze seine von ihm getrennt lebende Ehefrau unter Alkohol und lasse dann die gemeinsame einjährige Tochter in deren Obhut, erstatte er Strafanzeige. Im Rahmen des Strafverfahrens erwirkte die Staatsanwaltschaft sodann einen Beschluss des Amtsgerichts Oldenburg, durch welchen die Beschlagnahme der E-Mails angeordnet wurde. Gegen diesen Beschluss richtete sich die Beschwerde der Stadt, die darauf hinwies, dass die E-Mails in anonymisierter Form (mit einem Fantasienamen) eingegangen seien. In der Sache hatte die Beschwerde Erfolg.

Entscheidungsgründe (stark gekürzt):
Das LG hält die Beschlagnahme für unzulässig, weil ihr datenschutzrechtliche Bestimmungen entgegenstünden und stützt seine Entscheidung insbesondere auf folgende Überlegungen:

1. Die E-Mails enthielten durch § 35 Abs. 1, 3 SGB I geschützte Sozialdaten im Sinne des § 67 Abs. 1 SGB X. Sowohl der Name des Behördeninformanten als auch dessen inhaltliche Angaben seien geschützte Sozialdaten. Daran ändere auch der Umstand nichts, dass der Absender der fraglichen E-Mails nicht mittels Namen identifiziert werden könne, zumal für den Bereich des E-Mail-Verkehrs in der Regel nicht davon ausgegangen werden könne, dass der Urheber einer Information nicht ausfindig gemacht werden könne.
2. Eine Übermittlungsbefugnis gem. § 68 SGB X im Wege einfacher Amtshilfe scheide aus, da durch diese Bestimmung nur die Übermittlung von weniger empfindlichen Daten wie etwa Name, Anschrift und Geburtsdatum erlaubt sei.
3. Eine Übermittlungsbefugnis ergebe sich auch nicht aus § 73 SGB X, da diese Bestimmung nur bei Verbrechen oder Straftaten von erheblicher Bedeutung, wozu der Straftatbestand der Verleumdung nicht gehöre, einschlägig sei.
4. Auch eine Übermittlungsbefugnis wegen eines

[4] So die nicht weiter mit Belegstellen versehene Einschätzung von Sünderhauf, JAmt 2011, 293.

[5] Der Gegensatz hierzu ist die unpersönlich geführte Vormundschaft, die bislang das Vormundschafts(un)wesen geprägt hat. So sollen nach einem Anfang dieses Jahrtausends in Hessen durchgeführten Praxisforschungsbericht (Nachweis bei Sünderhauf, a. a. O.) über die Hälfte der dort befragten Mündel ihren Amtsvormund / ihre Amtsvormündin persönlich gar nicht gekannt haben und die anderen meistens nur bei den halbjährlichen Hilfeplankonferenzen Kontakt zu ihm/ihr gehabt haben.

[6] Vgl. Sünderhauf, JAmt 2011, 293 (297), die allerdings nicht von »Forderung« spricht, sondern die abgeschwächte Formulierung »es bleibt zu wünschen ...« gewählt hat.

[7] Zusätzliche Personalkosten werden auch vom Gesetzgeber eingeräumt. (siehe insoweit z. B. BT-Drucks. 17 / 3617, 2, 11 f.

überwiegenden öffentlichen Interesses komme im vorliegenden Fall nicht in Betracht. Es handele sich nämlich um anvertraute Daten, die gemäß § 65 SGB VIII ohne Einwilligung des Informanten nur ausnahmsweise übermittelt werden dürften, nämlich zum Beispiel bei einem rechtfertigenden Notstand gemäß § 203 Abs. 1,3 StGB in Verbindung mit § 34 StGB. Dieser liege jedoch nicht vor, da nicht erkennbar sei, dass die Belange der Strafrechtspflege oder des Zeugen als gewichtiger einzuschätzen seien als die Interessen des Jugendschutzes.

Stellungnahme

Die Entscheidung des LG Oldenburg reiht sich nahtlos in die in der Rechtsprechung im Spannungsverhältnis zwischen Kinderschutz, Datenschutz und dem Recht auf informationelle Selbstbestimmung zu beobachtende Tendenz ein, die wie folgt skizziert werden kann:

Wenn Kinderschutz durch die Nichtweitergabe von Sozialdaten gefährdet ist, so ist im Zweifel die Weitergabe zulässig, wenn nicht sogar geboten.[8]

Wenn hingegen Kinderschutz durch die Weitergabe von Sozialdaten gefährdet ist, dann ist im Zweifel die Weitergabe unzulässig, wie auch der Entscheidung des LG Oldenburg zu entnehmen ist; denn Kinderschutz rangiert vor Datenschutz.[9] Von daher kann, worauf auch in der Anm. zur Entscheidung zutreffend hingewiesen worden ist,[10] mittlerweile davon ausgegangen werden, dass nach inzwischen gefestigter Rechtsprechung die Beschlagnahme von Jugendamtsakten und sonstigen Informationsträgern mit dem Ziel herauszubekommen, wer der anonyme Informant über eine (behauptete Kindeswohlgefährdung) ist, unzulässig ist.

Keine Heranziehung zum Kostenbeitrag bei rechtswidriger Jugendhilfemaßnahme

Urteil des VGH Baden-Württemberg vom 17.3.2011 (12 S 2823/08) – ZKJ 2011, 262 ff.

Sachverhalt (stark gekürzt)

Die allein sorgeberechtigte Mutter erhielt in der Zeit vom 8.11.2005 bis 31.7.2006 von dem beklagten Landkreis antragsgemäß Hilfe zur Erziehung in Form der Internatsunterbringung für ihre 1994 geborene Tochter B. Hintergrund für die bewilligte Heimerziehung waren in erster Linie Umgangsstreitigkeiten zwischen den Eltern des Kindes, das aus dem Spannungsverhältnis der Eltern herausgenommen werden sollte, um ihm eine unbeeinflusste Weiterentwicklung zu ermöglichen. Der Beklagte forderte den Kläger (Vater des Kindes), der an den Hilfeplangesprächen nicht beteiligt worden war, zu einem Kostenbeitrag in Höhe von 10.893,50 Euro auf. Widerspruch und Klage blieben erfolglos. Die Berufung des Klägers hatte jedoch in der Sache Erfolg.

Entscheidungsgründe (stark gekürzt)

Der VGH hat der Berufung insbesondere mit folgender Begründung stattgegeben:

Der Kläger sei nicht Verfahrensbeteiligter gemäß § 12 SGB X gewesen und habe von daher keine

[8] So durfte beispielsweise nach der Entscheidung des VG Münster (JAmt 2008, 22), die in der EJ 2008, 121 ff. besprochen wurde, das Jugendamt Eltern darüber informieren, dass vor der Schule ihrer Kinder eine namentlich genannte Person, die Hilfen zum Beispiel in Form von Nachhilfeunterricht anbietet, wegen fortgesetzten sexuellen Missbrauchs vorbestraft ist und die Eltern davor warnen, dass diese Person nach Einschätzung des Jugendamtes nicht geeignet ist, Kinder zu beaufsichtigen und zu erziehen.

[9] Siehe insoweit auch die Entscheidung des VG Oldenburg (JAmt 2010, 152 ff.), die in EJ 2010, S. 243 f. besprochen wurde und nach welcher Akteneinsicht zum Zwecke der Preisgabe der Identität eines Informanten, der das Jugendamt auf eine angebliche Kindeswohlgefährdung aufmerksam gemacht hatte, selbst dann nicht gewährt werden darf, wenn dieser bei der Mitteilung nicht um Vertraulichkeit gebeten hat, da ansonsten Kinder- und Jugendschutz durch die Jugendämter, die auf Informationen aus der Bevölkerung angewiesen seien, nicht in ausreichendem Maße verwirklicht werden könne.

[10] Hinweise für die Praxis, JAmt 2011 102 zu LG Oldenburg, JAmt 2011, 101 f.

Möglichkeit gehabt, sich gegen die Bewilligung der Internatsunterbringung mit Rechtsmitteln zur Wehr zu setzen. Auch sei er nicht, was nahe gelegen hätte, am Hilfeplanverfahren beteiligt worden. Deshalb sei im Rahmen der Prüfung der Rechtmäßigkeit der Heranziehung zu den Kosten inzident eine Prüfung der Rechtmäßigkeit der Bewilligung der Jugendhilfemaßnahme (hier: Heimunterbringung) vorzunehmen. Eine solche Prüfung führe zu dem Ergebnis, dass die bewilligte Internatsunterbringung eine ungeeignete Maßnahme und damit rechtswidrig gewesen sei. Hierzu führt der VGH aus: »Es drängt sich auch für den Senat der Eindruck auf, dass der Bewilligung einer Heimunterbringung der B. lediglich eine oberflächliche Prüfung der Voraussetzungen des § 27 Abs. 1 SGB VIII durch die Behörde vorausgegangen ist – möglicherweise gefördert durch ein besondere Drängen der Kindesmutter als Antragstellerin des Verfahrens.«[11]

Zudem sei die Unterbringung in dem fraglichen Internat zur Lösung eines innerfamiliären Konflikts auch aus folgendem Grund ungeeignet gewesen: Zwar stehe wohl fest, dass das Kind sich gegenüber seinem Vater komplett verweigere, sehr ernst mit inneren Konfliktlagen behaftet sei und nur wenig Sozialkontakte habe. »Solche durchaus erheblichen Auffälligkeiten in der Person der B. allein durch eine plötzliche Trennung von ihrer einzigen Bezugsperson, der Kindesmutter, und ohne jegliche spezifische therapeutische Begleitung bewältigen zu wollen, stellt sich für den Senat als offensichtlich nicht zielführend und darum ungeeignet im Sinne von § 27 Abs. 1 SGB VIII dar, ohne dass es hierzu noch einer weiteren Aufklärung bedarf.«[12]

Stellungnahme

Dass öffentliche Mittel zu Unrecht nicht gewährt werden, ist, möglicherweise durch Überschuldung öffentlicher Haushalte bedingt, ein im Sozialrecht leider nicht nur selten anzutreffendes Phänomen. Der umgekehrte Fall hingegen, dass finanzielle Leistungen nicht rechtswidrig versagt, sondern gewährt werden, dürfte eher die Ausnahme sein. Mit einer solchen Fallgestaltung musste sich der Verwaltungsgerichtshof Baden-Württemberg beschäftigen. Zu Recht hat das Gericht dabei den Versuch des beklagten Landkreises unterbunden, in seinem Zuständigkeits- und Verantwortungsbereich aufgetretene, mit finanziellen Aufwendungen verbundene Fehler dadurch zu kompensieren, dass der Kläger, der sich mangels unterbliebener Beteiligung gegen die rechtswidrige Leistungsbewilligung nicht wehren konnte, in Haftung genommen wurde. Zutreffend weist *Wiesner* in seiner Anmerkung zu der Entscheidung aber auch darauf hin, dass die lesenswerte Entscheidung auch aus einem anderen Grund überzeugend ist: Die Beteiligung des nicht sorgeberechtigten Vaters am Hilfeplanverfahren hätte nämlich möglicherweise »die Chance geboten, den Konflikt auf der Elternebene in die Ermittlung des erzieherischen Bedarfs für das Eltern-Kind–System einzubeziehen und den Hilfeprozess darauf gestützt zu planen und zu gestalten«.

Umgangskosten (Fahrtkosten) bei Heimunterbringung

Urteil des VG Saarlouis vom 12.1.2011 (3 K 1193/10) – JAmt 2011, 415 f.

In Übereinstimmung mit der herrschenden Rechtsprechung[15] und der seit 3.6.2010 geltenden Ge-

[11] VGH Baden-Württemberg »ZKJ 2011, 265.

[12] VGH Baden-Württemberg, ZKJ 2011, 266.

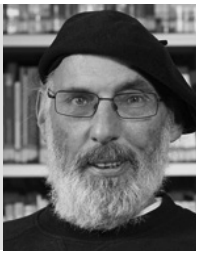
[13] Diese Beteiligung ist zwar nicht vorgeschrieben, aber auch nicht ausgeschlossen, sondern im Regelfall sogar sachlich geboten. Vgl. hierzu: Kunkel in LPK – SGB VIII, § 36 Rn. 17.

[14] Wiesner, ZKJ 2011, 266.

[15] Siehe z. B. Beschluss des LSG Rheinland-Pfalz vom 24.11. 2010 (L 1 SO 133/10 B ER), Sozialrecht aktuell, 2011, 74 ff. mit .

setzeslage[16] hat das VG Saarlouis in seiner Entscheidung darauf hingewiesen, dass Kosten für die Besuchsfahrten der Eltern bei Bedürftigkeit im Rahmen der Leistungen des SGB II oder SGB XII sichergestellt werden müssen und nicht gegenüber dem Jugendhilfeträger geltend gemacht werden können. Die Entscheidung wäre an sich nicht erwähnenswert, wenn das Gericht nicht gleichzeitig, quasi beiläufig, darauf hingewiesen hätte, dass Geldleistungen vom Jugendhilfeträger als so genannte Annexleistungen gewährt werden können, soweit sie in engem und unmittelbaren Zusammenhang mit den bewilligten erzieherischen Maßnahmen nach §§ 27 ff SGB VIII stehen. Soweit beispielsweise bei Hilfeplangesprächen die Anwesenheit der Eltern oder eines Elternteils in der Einrichtung notwendig sei, seien die insoweit entstehenden Fahrtkosten vom Jugendhilfeträger gemäß §§ 34, 39 SGB VIII zu übernehmen. Für Mitarbeiter/innen in stationären Einrichtungen dürfte dieser Aspekt der Entscheidung des VG Saarlouis von besonderem Interesse sein, weil damit ein Weg aufgezeigt wird, dass pädagogisch erwünschte Beteiligung und Mitwirkung von Eltern nicht an deren finanzieller Eingeschränktheit scheitert. ❑

Prof. Dr. Christian Müller
Fachhochschule Hannover
Fakultät V - Diakonie, Gesundheit und Soziales
Blumhardtstr. 2
30625 Hannover
christian.mueller@fh-hannover.de



weiteren Nachweisen. Nach dieser Entscheidung sind sogar die notwendigen Kosten für den Besuch eines Kindes, das inzwischen in den USA lebt, als unabweisbarer, besonderer laufender Bedarf zu übernehmen. Werden hingegen durch einen nicht durch triftige Gründe veranlassten Umzug des Umgangsberechtigten die Fahrkosten zur Wahrnehmung des Umgangsrechts drastisch erhöht (im fraglichen Fall auf 430 Euro monatlich), so besteht kein unabweisbarer Bedarf für die Übernahme der Fahrtkosten (vgl. LSG BW, JAmt 2011, 412 f.).

[16] Siehe hierzu den zum 3.6.2010 in Kraft getretenen § 21 Abs. 6 SGB II (Gesetz zur Abschaffung des Finanzplanungsrates und zur Übertragung der fortzuführenden Aufgaben auf den Stabilitätsrat sowie zur Änderung weiterer Gesetze vom 27.5.2010, BGBl, 671, Art. 3 a, 4 Abs. 2). Seit 1.1.2011 hat sich die Situation der Umgangsberechtigten zusätzlich dadurch verbessert, dass sie gemäß § 38 Abs. 2 SGB II neue Fassung berechtigt sind, die entsprechenden Leistungen zu beantragen und entgegenzunehmen und nicht mehr auf die Mitwirkung des anderen Elternteils angewiesen sind. Zur Rechtslage bis zum 3.6.2010 bezüglich der Umgangskosten siehe unter anderem Urteilsbesprechungen in EJ 2005, 142 ff., 276; 2009, 308 ff.

[17] Und wurden nach dem der Entscheidung zu Grunde liegenden Sachverhalt vom Jugendamt auch tatsächlich übernommen.

Einrichtungsportrait: Das Eylarduswerk in Bad Bentheim »Fachkräfte gewinnen – fördern – stärken«

Gabriele **Trojak-Künne**, Hilden

Der deutschlandweite Bevölkerungsrückgang und die stetig zunehmende Zahl älterer Menschen haben erhebliche Auswirkungen auf die Berufswelt. In der Kinder- und Jugendhilfe wirft der Umbruch im Altersaufbau der Gesellschaft vielfältige Fragen auf und stellt die Einrichtungen vor neue Probleme.
Am Beispiel des Eylarduswerkes soll im Rahmen des Einrichtungsportraits ein möglicher Umgang mit diesen Veränderungen und dem zunehmenden Fachkräftemangel in Augenschein genommen werden. Beim Telefonat zur Verabredung eines Besuchstermins stellte Detlev Krause, Dipl.-Sozialwissenschaftler und pädagogischer Vorstand des Eylarduswerkes, aber schon klar: »Fachkräftemangel? Den haben wir nicht.«

Gewinnung von Fachkräften

Das Eylarduswerk hat seinen Hauptsitz in Bad Bentheim nahe der niederländischen Grenze. Die Einrichtungen verteilen sich aber in einem Umkreis von 150 Kilometern über zwei Bundesländer, vier Landkreise und zehn Städte im nordwestlichen Teil der Bundesrepublik. Betreut werden pro Jahr rund 650 Kinder, Jugendliche und ihre Familien in 20 Wohngruppen und 25 Betreuungsfamilien, sechs Tagesgruppen, Ambulanten Hilfen, einer Beratungsstelle und einer Förderschule.

Betrachten wir zunächst die **Personalgewinnung** der Einrichtung. Hier zeigt sich: Man unternimmt eine Menge, um das Interesse zukünftiger Fachkräfte zu wecken.

So gibt es eine freigestellte Fachkraft mit einer 50-Prozent-Stelle, die sich um die fachpraktische Ausbildung und Beratung von rund 60 unterschiedlichen Praktikanten pro Jahr kümmert, »denn«, so Detlev Krause, »Praktikanten von heute sind die (guten) Fachkräfte von morgen«.

Aber damit nicht genug: Auswärtigen Interessenten werden Unterbringungsmöglichkeiten in einem Wohntrakt mit zehn zur Verfügung stehenden Praktikantenzimmern geboten, was das Einzugsgebiet potentieller Bewerber erheblich erweitert; zudem sorgt ein Mentorenprogramm für prozessorientierte Begleitung bei der Suche nach einer beruflichen Identität.

Berufseinsteiger werden jedoch nicht nur über Praktika gewonnen. Hinzu kommen zehn junge Menschen im Freiwilligen Sozialen Jahr / Bundesfreiwilligendienst, die rund 15 Zivildienstleistende ersetzen, die bislang in der Einrichtung tätig waren. Gerade Zivis stellten eine gute Möglichkeit dar, auch männliche Interessenten für das pädagogische Berufsfeld zu gewinnen. Noch ist man hier gut aufgestellt: von den über 300 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Eylarduswerkes sind rund ein Drittel männlich. Wie es in Zukunft aussehen wird, ist ungewiss.

Als weiteres Beispiel für gelungene Personalbeschaffungs- und -entwicklungsmaßnahmen ist die langjährige **Kooperation der Einrichtung mit der Fachhochschule Enschede/NL** zu erwähnen. Rund zehn Studentinnen und Studenten der Fachhochschule Enschede sind in den verschiedenen Bereichen des Eylarduswerkes tätig. Sie studieren in einem deutschsprachigen praxisintegrierten Studiengang der Sozialpädagogik auf der Basis eines Präsenztages in der Woche und einer Mindestarbeitszeit in einem sozialpädagogischen Arbeitsfeld von einer halben Stelle. Hier mischt sich Berufseinstieg mit der Qualifizierung von Mitarbeitern, denn dieser Studiengang stellt auch

für Erzieher ein attraktives Angebot dar, Job und berufliche Weiterentwicklung zu kombinieren.

Das Eylarduswerk ist bei Arbeitssuchenden gefragt, darüber geben insbesondere rund 100 **Initiativbewerbungen** jährlich Auskunft. Das hängt mit einem guten Ruf als Arbeitgeber zusammen – den zu erringen und zu bewahren die Einrichtung eine Reihe von Anstrengungen unternimmt: neben der für diakonische Einrichtungen üblichen betrieblichen Zusatzversorgung und den Jubiläumszuwendungen gibt es zum Beispiel übertarifliche Regelungen hinsichtlich Zusatzurlaub und Zulagen.

Der geringe Nachwuchsmangel des Eylarduswerkes ist aber auch der Tatsache geschuldet, in einer beschäftigungsarmen Gegend der drittgrößte – und auch ein sicherer – Arbeitgeber zu sein. Zieht man den Vergleich zum Rheinland, wo die Einrichtungsdichte mittlerweile zu Versuchen führt, Mitarbeiter ab Teamleiterebene bei der Nachbareinrichtung abzuwerben, ist hier die relative Konkurrenzlosigkeit ein enormer Vorteil auch für den Verbleib der Mitarbeiter, spätestens ab der Phase der Familiengründung. So ist die Fluktuation äußerst niedrig: 36 Prozent aller Mitarbeitenden haben eine Betriebszugehörigkeit von mehr als zehn Jahren, 46 Prozent arbeiten in Teilzeit. Auf dieser Basis lohnen sich Investitionen in die berufliche Weiterentwicklung der Mitarbeiter erheblich, machen sie aber auch nötig.

Konferenzbereich Altes Kinderheim

Förderung von Fachkräften

Ich frage Detlev Krause, ob und wie sich die **Umstellung vom Diplom- zum Bachelor-Studiengang** in der Praxis auswirkt beziehungsweise welche Erfahrungen er damit bislang gemacht hat. Durch die Umstellung ist die Ausbildung ja nicht nur unübersichtlicher hinsichtlich der Studieninhalte geworden, in den meisten Fällen hat die verkürzte Studienzeit auch den Praxisanteil des Studiums getroffen, sodass wesentlich unerfahrene und zudem uneinheitlich ausgebildete Fachkräfte auf den Markt kommen. Das frühere Abitur und der Entfall der Wehrpflicht verjüngen die Altersstruktur von Berufsanfängern zusätzlich – beispielsweise mit der Folge eines verringerten Altersunterschieds bei zu betreuenden Jugendlichen. Meiner Erfahrung nach vermindert dies die Rollenunterschiede und ist so nicht selten der Autorität abträglich. Zudem sind die Persönlichkeit und die Fähigkeit zur Krisen- und Stressbewältigung häufig (noch) nicht genug gefestigt, um die Anforderungen zu bewältigen. Will man Frühfluktuation vermeiden, muss in eine umfassende Einarbeitung von Mitarbeitern investiert werden, die im Gegensatz zum früheren Anerkennungsjahr schon vom ersten Tag ihrer Berufstätigkeit an als Fachkräfte gewertet und bezahlt werden müssen.

Detlev Krause sieht dies anders. Er beschreibt den Umgang des Eylarduswerkes mit der geschilderten Problematik folgendermaßen: »Die unterschiedlichen pädagogischen Ausbildungen, mit denen die Mitarbeiter einsteigen, sind für uns nicht ausschlaggebend. Mit welchem Abschluss auch immer neue Kräfte kommen, sie werden durch ein umfangreiches Einführungscurriculum geschult, das nicht nur fachliche, sondern auch persönlichkeitsbildende Anteile enthält.«

Hinter diesen Fortbildungsveranstaltungen im Umfang von jeweils einem halben bis eineinhalb Tagen, die in den ersten drei Jahren von jedem neuen Mitarbeiter verpflichtend durchlaufen werden müssen, verbergen sich **Inhouse-Angebote** zu

Themen wie Einführung in die verschiedenen Arbeitsfelder der Einrichtung, in die Dokumentation und das Berichtswesen sowie eine Ersthelferausbildung und ein Fahrsicherheitstraining. Sie umfassen aber auch pädagogische und therapeutische Fragestellungen zu Bindung und Beziehung, Umgang mit Gewalt, systemische Familienarbeit, sexuelle Gewalt gegen Kinder, Entstehung und Umgang mit Traumata, kinderpsychiatrische Störungsbilder, Kinder psychisch kranker / suchtkranker Eltern, Biographiearbeit und Hilfen rund um das Thema Schule und Förderung.

Fort- und Weiterbildung haben im Eylarduswerk einen hohen Stellenwert und werden als ein wichtiger Bestandteil der Qualitätsentwicklung angesehen. So beziehen sich die Fortbildungsleitlinien nicht nur auf neue Mitarbeiter, sondern sind Bestandteil aller Personalfördergespräche. Denn auch mit schon länger im Eylarduswerk Beschäftigten wird abgestimmt, welche der angebotenen Fortbildungen sich für sie als sinnvoll und notwendig erweisen. Dokumentiert wird das Ganze in einer elektronischen Personalakte.

Diese Grundsätze lässt sich die Einrichtung Einiges kosten: der jährliche Fortbildungsetat liegt bei 100.000,- Euro.

Stärkung von Mitarbeitern

Aber nicht nur die stetige fachliche Weiterentwicklung hat der Vorstand des Eylarduswerkes im Blick. 2008 wurde eine Beschäftigtenbefragung durchgeführt und daraus ein **betriebliches Gesundheitsmanagement** entwickelt, das auf der These basiert: »Wer sich am Arbeitsplatz wohlfühlt, erkrankt seltener«. Das Ziel sei, sagt Detlev Krause, körperliche und seelische Belastungen am Arbeitsplatz zu vermeiden, zu reduzieren und konkrete Maßnahmen zur Gesundheitsförderung umzusetzen. So wird nicht nur kostenlos Wasser und Obst als gesunde Zwischenmahlzeit bereitgestellt, auch an Schutzimpfungen, Rückenschulungen und Yogakursen beteiligt sich der Arbeitgeber in Kooperation mit der Barmer Ersatzkasse, bei der der überwiegende Teil der Mitarbeiter des Eylarduswerkes krankenversichert ist. Hinzu kommen ein Self-Care-Training zur Förderung individueller Kompetenzen zur Stressbewältigung und ein Work/Life-Balance-Seminar zur Prävention von Arbeitsüberlastung und Burn-out, das einmal jährlich für eine Woche auf Borkum stattfindet und zu dem sich die Mitarbeiter auf freiwilliger Basis anmelden können.

Umgang mit älteren Mitarbeitern

Nicht nur im Eylarduswerk müssen Maßnahmen zur Gesunderhaltung der Mitarbeiter ergriffen und einem möglichen »Ausbrennen« mit neuen Konzepten entgegengesteuert werden. Alle Einrichtungen werden sich mit der Problematik langjähriger Mitarbeiter auseinandersetzen müssen; schließlich wird nicht nur die Bevölkerung insgesamt, sondern auch der Anteil der Erwerbstätigen deutlich altern und schrumpfen.

Betrachtet man die 12. Bevölkerungsvorausberechnung des Statistischen Bundesamtes, so wird mit der Abnahme der Zahl der 20- bis 65-Jährigen insgesamt eine Verschiebung hin zu den Älteren im Erwerbsalter einhergehen, sodass bereits zwischen 2017 und 2024 das Erwerbspersonenpotential jeweils zu 40 Prozent aus 30- bis unter 50-Jährigen und 50- bis unter 65-Jährigen bestehen wird. Es wird eine nachhaltige Beeinflussung der Personalpolitik der Einrichtungen geben, wenn das Durchschnittsalter der Mitarbeiter steigt. Hier mischt sich die bislang beobachtete Problematik, dass Mitarbeiter auf Grund von Besitzstandswahrung ihren Arbeitsplatz nicht mehr wechseln – weil sie es ohne zum Teil erhebliche finanzielle Einbußen auch gar nicht können – mit einem verstärkten Angewiesensein auf ältere Beschäftige durch zunehmend auftretende Lücken im Fachkräfteangebot, die regional unterschiedlich ausgeprägt sein werden.

Ob man sich auch in Zukunft Vorruhestandsregelungen wird leisten können, ist fraglich. Aufgrund des sinkenden Rentenniveaus, des anstehenden

Nachwuchsmangels und der Anhebung des Renteneintrittsalters werden die Einrichtungen – aber auch die Mitarbeiter – gezwungen sein, sich mit der Leistungsfähigkeit im Alter auseinanderzusetzen, mit Fort- und Weiterbildung auch in späten Jahren der Erwerbstätigkeit und der optimalen Nutzung der Erfahrungen, über die ältere Mitarbeiter verfügen.

Auf meine Frage nach **Konzepten für ältere Mitarbeiter** vor dem beschriebenen Hintergrund der demographischen Entwicklung – beispielsweise in Bezug auf Mitarbeiter, die im Schichtdienst nicht mehr bleiben können oder wollen – antwortet Detlev Krause: »Bei uns gilt der Grundsatz »lebenslanges Lernen«. Auch mit älteren Mitarbeitern werden im Eylarduswerk regelmäßige Vereinbarungen über berufliche Weiterentwicklung getroffen. Bisher wurden immer individuelle Lösungen gefunden. Eine gute Mischung von Jung und Alt verbindet unterschiedliche personelle Ressourcen in einem Team. In besondere Personalkonzepte ist dies bislang nicht eingeflossen.«

Hier kommt meines Erachtens die Größe der Einrichtung zum Tragen, die es möglich macht, unterschiedliche Beschäftigungsfelder oder auch geeignete Nischen in einem größeren Team für betroffene Mitarbeiter zu finden – ob individuell, wie in der hier vorgestellten Einrichtung, oder durch die Entwicklung von Personalkonzepten, die einen Wechsel von belasteten zu weniger belasteten Arbeitsplätzen planmäßig ermöglichen. Für kleinere Einrichtungen wird diese Aufgabe vermutlich schwieriger zu lösen sein. Sie werden mit »veralteten« Teams zu kämpfen haben, die sich aus Mangel an alternativen Beschäftigungsmöglichkeiten nur schwer auflösen lassen.

Der pädagogische Vorstand sieht **Nachwuchs-Probleme** in seiner Einrichtung derzeit weniger unter den pädagogischen Mitarbeitern, sondern eher **auf Leitungsebene**, wo eine Reihe von Mitarbeitern über 50 Jahre alt ist und schon jetzt Übergänge geplant werden müssen, um nicht in den nächsten zehn bis 15 Jahren einem radikalen personellen Einschnitt gegenüberzustehen, der die Stabilität der Einrichtung gefährdet. Hier wird schon jetzt innerhalb der Einrichtung Leitungsnachwuchs herausgefiltert und gefördert, um das Einrichtungswissen und die Kultur zu erhalten, und weil man sich auf externen Nachwuchs weder verlassen will noch kann.

Fazit

Kommen wir zur Ausgangsaussage des Vorstandes zurück: Es mag an der Lage, den Konzepten, dem Betriebsklima oder dem Ruf der Einrichtung liegen, vielleicht auch von allem etwas sein, das es Detlev Krause ermöglicht, dem Fachkräftemangel gelassen entgegen zu sehen.

Um den Aufbau und die Pflege einer qualifizierten Personalgewinnung, -entwicklung und -bindung wird langfristig aber keine Einrichtung herumkommen, wenn sie Qualitätsstandards auch nur aufrechterhalten will. Dies wird neben einer Reihe von konzeptionellen Anstrengungen auch eine Menge Zeit und Geld kosten. Und man sollte möglichst früh damit anfangen, sich Gedanken über Entwicklungen zu machen, die so offensichtlich auf uns zukommen. ❑

Gabriele Trojak-Künne,
M.A., Bereichsleitung
Graf Recke Erziehung & Bildung
Horster Allee 5
40721 Hilden
g.trojak-kuenne@graf-recke-stiftung.de
www.graf-recke-stiftung.de

Rückschau: EREV-Vorstand/Fachbeirat: Die Journalistin Barbara Schönherr stand Rede und Antwort

Annette ***Bremeyer****, Hannover*

In der Herbstsitzung von Vorstand und Fachbeirat des Evangelischen Erziehungsverbandes am 12. Oktober 2011 in Hannover begrüßte der Vorsitzende Wilfried Knorr die Sozialpädagogin und Journalistin Barbara Schönherr aus Berlin. Hintergrund dieser Einladung ist ihr Artikel im Berliner »Tagesspiegel« »Hilflose Helfer – wenn Politik den Missstand verwaltet«, den die Journalistin nach einer Praxisphase in ihrem Zweitberuf in der Sozialpädagogischen Familienhilfe (SPFH) einer Berliner Kinder- und Jugendhilfeeinrichtung als Erfahrungsbericht schrieb.

»... Der Familienhelfer hat von dem freien Träger, bei dem er angestellt ist, die oft sogar ausgesprochene Anweisung, Maßnahmen ›so lange wie möglich am Laufen zu halten‹. Schließlich verdient der Träger daran ...«, lautet die zentrale Botschaft, die Barbara Schönherr ihrem Artikel verleiht. Es ist das Fazit, das sie aus ihrer Praxisphase als Familienhelferin zog.

In ihrem Vortrag versuchte die Sozialpädagogin zunächst, diese These zu untermauern, bevor sie sich den Nachfragen der Fachkräfte aus der Kinder- und Jugendhilfe stellte.

»Ich habe den Artikel geschrieben, um meinem Unmut über die Verhältnisse Ausdruck zu verleihen«, begründete Barbara Schönherr diesen Schritt und ergänzte, dass sie nicht das Gefühl hatte, professionell bei diesem Träger arbeiten zu können. Ihr Unmut speiste sich daraus, dass sie beispielsweise gegen den Willen der Familie eingesetzt wurde oder als kostenloser Babysitter beziehungsweise für Nachhilfeunterricht engagiert wurde. Sie fragte sich nach einigen Monaten, wo das pädagogisch-professionelle Wirken in der Familie stattfindet: »Ich stelle die Sozialpädagogische Familienhilfe als professionelles Instrument in Frage«, konstatierte sie schließlich.

Barbara Schönherr, Wilfried Knorr

Der EREV-Vorsitzende Wilfried Knorr, Direktor von Herzogsägmühle in Peiting, moderierte die Diskussion und betonte eingangs, dass die versammelten Fachkräfte die Wahrnehmung haben, dass es zwar »Schieflagen« gibt, die in der ambulanten Hilfe vereinzelt vorkommen, aber nicht in der Absolutheit, wie sie in dem Artikel dargestellt und von ihr vorgetragen wurden.

Die Autorin gab daraufhin zu Bedenken, dass es sich um einen Erfahrungsbericht ihrer Tätigkeit handelt, da es kaum Wirkungsevaluation zum Ansatz der SPFH gibt. Dies konnte direkt von Harald Tornow, Leiter des e/l/s – Institutes in Wülfrath, widerlegt werden. Er evaluiert derzeit im Projekt WIMES – WIrkung MESsen in fünf Berliner Bezirken die Angebote der Hilfen zur Erziehung (HzE) und lud Barbara Schönherr herzlich zur Vorstellung der Ergebnisse im Februar 2012 in Berlin ein.

In der Diskussion wird es als bedauerlich erachtet, dass von einzelnen Fällen aufs Gesamte abgehoben wird. Für gut befunden wurde hingegen, dass

die Kritik an den Maßnahmen nicht nur am Träger festgemacht wurde, sondern auch an der Steuerung der Hilfen.

Sowohl im Artikel als auch im Vortrag vermissten einige Zuhörerinnen und Zuhörer eine gründlichere Recherche nach Ursache und Wirkungszusammenhängen der beschriebenen Problemlage und gerade auch hinsichtlich der Finanzierung ambulanter Hilfen.

Dass ein Generalverdacht der SPFH problematisch ist, zeigen Beispiele aus anderen Städten, in denen es ganz unterschiedliche Formen der Familienhilfe gibt. In Siegen etwa gibt es ein hohes Fallaufkommen von Familien, die eine solche Hilfe auch wollen, gab Reinhard Wüst, Regionalleiter der Evangelischen Jugendhilfe Friedenshort, zu bedenken.

Wilfried Knorr skizzierte ein Setting für den Einsatz der SPFH:
Ein Familienvater hat sich umgebracht und hinterlässt zwei überforderte Kinder. Die Mutter wird depressiv und ignoriert die Hauspost, sodass sich die Mahnungen häufen. Die Einrichtung Herzogsägmühle hat in diesem Fall beispielsweise Holz zum Heizen besorgt und die Kinder zur Schule und Arbeit gefahren. Eine Schuldnerberatung wurde initiiert und das Gesamtsystem der Familie wurde stabilisiert.

Solche Hilfen seien »Einzelfälle«, ist sich Barbara Schönherr sicher und widerspricht damit auch der Expertise des Deutschen Jugendinstituts zum aktuellen Forschungsstand der Sozialpädagogischen Familienhilfe als wirkungsvolles Instrument.

Fest steht, dass die Arbeit in der SPFH häufig komplex ist, sodass eine Konturierung des Arbeitsfeldes erschwert wird. Sie sei »äußerst sensibel, sodass die verschiedenen Modelle dieser Hilfe gut gepflegt und betreut werden müssen unter Beachtung aller relevanten Aspekte«, gibt Jürgen Grajer, Regionalleiter der Evangelischen Jugendhilfe Friedenshort Süd, zu bedenken.

EREV-Vorstand/Fachbeirat mit Barbara Schönherr als Gast

Damit diese Arbeit auf einer guten Grundlage erbracht werden kann, müssen aber auch stützende Faktoren gewährleistet sein wie etwa, dass ein Jugendamt seine Bedarfe mit den Trägern gut abstimmt und gründlich plant. So kann auch vermieden werden, dass erst ambulant »herumgedoktert« wird und dann Zeit verloren wurde, wenn das Kind doch stationär untergebracht werden muss.

Die allgemeine gesellschaftliche Situation sieht aktuell so aus, dass es eine Zunahme von psychisch kranken Kindern und Eltern gibt und die Fälle schwieriger und prekärer werden, beschrieb Wilfried Knorr die Lage. Seine Frage an Barbara Schönherr lautet demnach, ob sie hierin eher eine »Helferindustrie« sieht oder der Bedarf tatsächlich steigt.

Die Autorin glaubt, dass beides zutrifft und plädiert einmal mehr dafür, sich auch über die Missstände auszutauschen.

Die Situation in Sachsen schilderte Oliver Mäser: Dort ist es Standard, dass eine Familie eine Sozialpädagogin mit Zusatzausbildung zur Unterstützung bekommt, die – um Qualität zu sichern – nur rund sechs bis sieben Fälle bearbeitet. Hier lässt sich erleben, dass intensive Familienarbeit hochprofessionell sein kann, wenn qualitative Arbeit geleistet wird und dafür die Strukturen gegeben sind. Hier gab Barbara Schönherr – sehr zur Überraschung – zu bedenken, ob es die richtige Hilfe ist, wenn hochausgebildete Sozialpädagogen in Problemfamilien arbeiten.

Harald Meiß, Bereichsleiter Jugendhilfe im Hessischen Diakoniezentrum Hephata, stellte daraufhin

klar, dass gerade der Einsatz von sozialpädagogischen Fachkräften die Qualität der Arbeit in der Sozialpädagogischen Familienhilfe sichert. Die SPFH sei nur eine Möglichkeit der Hilfen. Die Voraussetzung dafür sei die Haltung der Familie, die deutlich machen muss: »Wir sehen das Problem, gebt uns Unterstützung!« »Natürlich unterschreiben die Eltern auch den Hilfeplan und den Bericht mit«, ergänzte er.

Abschließend einigte sich die Runde darauf, dass sie den Anspruch an die Ausrichtung auf das berufliche Ethos zustimmt. Diese sollte lauten: »Wir sollten nur Hilfen anbieten, von deren Wirksamkeit wir überzeugt sind«. Jedoch folgten die beiden Gremien der Autorin nicht in der Analyse der Wirksamkeit von Hilfen sowie in der Beschreibung der Mitarbeiter.

Zu Zeiten ihres pädagogischen Wirkens arbeitete Barbara Schönherr in einer Fachklinik für alkoholkranke Männer sowie in einer Jugendvollzugsanstalt und in der Jugend- und Drogenberatung. Ihre journalistische Ausbildung absolvierte sie beim Bayerischen Fernsehen und arbeitet auch als Fernsehjournalistin für die Sendungen »Klartext« und »Kontraste«, die vom Rundfunk Berlin Brandenburg (RBB) ausgestrahlt werden.

Wilfried Knorr dankte der Journalistin stellvertretend für die beiden Gremien dafür, dass sie sich den kritischen Fragen in einem so großen Kreis gestellt hat und sprach eine Einladung zur Hospitation in Erziehungshilfeeinrichtungen aus, um gelingende Formen der Familienhilfe kennenzulernen. ❑

Annette Bremeyer
Referentin, EREV
Flüggestr. 21
30161 Hannover
a.bremeyer@erev.de

Nr.: 13/2012

EREV – FREIE SEMINARPLÄTZE – FREIE SEMINARPLÄTZE

Ein Methodenrepertoire im Umgang mit Kindern, Jugendlichen und Eltern

Inhalt und Zielsetzung: Ich packe meinen Koffer ... und nehme mit:
• Methoden, die mich in meiner professionellen Praxis begleiten • das Wissen darum, welche Methode ich wann, in welchem Kontext sinnvoll einsetze • die Lust, auch schwierige Situationen spielerisch in Angriff zu nehmen. Zunehmend stoßen wir mit allein verbalen Interventionen auf Grenzen, erreichen die Jugendlichen oder ihre Eltern nicht mehr. Wir benötigen kreative Methoden in der Jugendhilfe, um professionell mit »schwierigen« Situationen umgehen zu können. Wenn Sie also Ihren Koffer packen und mit uns an den Timmendorfer Strand fahren, werden Sie ihr Methodenrepertoire erweitern, indem Sie verschiedenste Methoden, Übungen und Formen für unterschiedliche Anlässe wie beispielsweise Anfänge, Konflikte oder Abschiede praktisch erproben und reflektieren. Schöpfen werden wir dabei aus dem reichen Fundus der Theaterpädagogik/Theatertherapie, der systemischen Beratung und Therapie, der Gestalttherapie sowie der langjährigen Erfahrung aus der stationären Jugendhilfe!

Methodik	Impulsreferate, Übungen und Formen für unterschiedliche Anlässe wie Anfänge, Konflikte oder Abschiede
Zielgruppe	Interessierte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die ihre Methodenvielfalt erweitern möchten.
Leitung	Andrea Rakers, Berlin / Sandra Anklam, Essen
Termin/Ort	
Teilnahmebeitrag	269,- € für Mitglieder / 309,- € für Nichtmitglieder, inkl. Unterkunft und Verpflegung
Teilnehmerzahl	17

Rückschau: Forum »Verwaltung und Pädagogik: Führen, leiten, managen« vom 20. bis 22. September 2011 in Eisenach

*Björn **Hagen**, Petra **Wittschorek**, Hannover*

In Anlehnung an das Forum des vergangenen Jahres mit dem Schwerpunkt »Personal- und Fachkräfteentwicklung in den Erziehungshilfen« setzte der EREV-Fachausschuss das Thema im diesjährigen Forum mit dem Titel: »Führen, leiten, managen« fort.

Erziehungshilfeeinrichtungen befinden sich in einem stetigen Prozess der Veränderung, den es zu managen gilt. So genommen haben Führungskräfte die Aufgabe, sich immer wieder gemeinsam mit ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern auf diesen Weg zu begeben.

»Die Kluft zwischen Managern und ihren Mitarbeitern wächst. Manager sind in der Regel damit beschäftigt, sich in Projekten mit anderen Managern zu treffen«, so Adriaan Bekmann, Gründer und Direktor des IMO-Instituts für Mensch und Organisationsentwicklung, Stenden University, Leeuwarden, Niederlande. Führungskräfte, sagte Bekman, hätten zunehmend das Problem, dass ihre Kreativität abnimmt, ebenso wie ihre Fähigkeit zu improvisieren.

Aus der Sicht des Referenten sind zwei wesentliche Kernqualitäten für eine Führungskraft von zentraler Bedeutung: HÖREN und ZUHÖREN. Führungskräfte sollten einen Raum mit ihren Mitarbeitern für Reflexion und Besinnung gestalten, um sich ZEIT für die Fragen zu nehmen, die sie sich selber stellen oder die sich Mitarbeitende stellen. Bekman spricht vom dialogischen Prozess, in dem man Distanzen abbaut und aufeinander zugeht.

Auch der zweite Referent des Tages, Ferdinand Rohrhirsch, außerplanmäßiger Professor für praktische Philosophie an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt, konstatierte, dass gelingende Führung unrevidierbar sei und zu jeder Zeit mit der eigenen Person zu tun habe. »Führen mit Persönlichkeit« beinhaltet mehr als das Delegieren von Aufgaben und das Sicherstellen, dass Prozesse und Verfahrensweisen funktionieren und eingehalten werden. Er verweist in diesem Zusammenhang noch einmal auf die Gallup-Studie aus dem Jahr 2002, die ermittelte, dass nicht das Gehalt, eventuelle Zusatzleistungen oder Vergünstigungen der entscheidende Faktor für einen starken und produktiven Arbeitsplatz ist, sondern der direkte Vorgesetzte: »Vom direkten Vorgesetzten hängt die Art und Qualität des gesamten Arbeitsumfeldes ab. Wenn die Führungskraft für klare Erwartungen sorgt, den Mitarbeiter kennt, ihm vertraut, in ihn investiert, dann ist dieser eher bereit, engagiert zu arbeiten!«, sagte Rohrhirsch.

Ferdinand Rohrhirsch

Ein dritter Vortrag von Gerd Dworok, Geschäftsführer der Evangelischen Jugendhilfe Münsterland in Steinfurt, beschäftigte sich mit dem Thema »Vom Vorbild zum Modell – Hinweise zur Verantwortungsübernahme von Mitarbeiterinnen

und Mitarbeitern«. »Vom Vorbild zum Modell …« ist als eine Art von Bewegung in eine bestimmte Richtung und nicht als eine fixe Setzung zu verstehen. Es handelt sich dabei um einen Spannungsbogen, der wichtige Elemente markiert, diese aber nicht durch das jeweilige andere Element ersetzt.

Aus der Sicht von Gerd Dworok ist nicht so sehr vorbildhaftes Verhalten der Führung das Ausschlaggebende, sondern ein Modell, das er als Muster im Sinne einer Kultur des Respekts und des Förderns begreift. Wenn allerdings, so der Referent, diese Kultur der Wertschätzung, Verantwortungsübernahme und der Selbstentwicklung in der Organisation nicht gelebt wird, sind die Qualität und das Leistungsvermögen der Organisation in Gefahr.

Insofern hat ein so geprägtes Führungsverständnis die Bedürfnisse der Mitarbeitenden nach Teilhabe und Beteiligung zu berücksichtigen und zwar schon deswegen, weil dadurch eine Arbeitsweise begünstigt wird, die eine »Ko-Produktion« der Mitarbeitenden und der Klienten fördert und ermöglicht. Das Zusammenspiel von Führungsverständnis, Mitarbeiterorientierung und Leistungserbringung bildet ein spannungsgeladenes Dreieck. Es basiert auf der Erkenntnis einer Wechselwirkung zwischen den Elementen und fordert zugleich, die Wechselseitigkeit der Beziehung untereinander zu beachten.

Gregor Terbuyken, Professor im Ruhestand aus Hannover, gab in seinem Referat Hinweise zu den neuen Studienabschlüssen, die seit 2000 auf ein anderes zweistufiges System umgestellt worden sind. Gerade auf dem Weg, junge Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter auch im Bereich der sozialen Arbeit einzustellen, ist es für Einrichtungsleiterinnen und -leiter nützlich, sich über die unterschiedlichen Abschlussbezeichnungen und deren Qualität zu informieren.

Unter dem Titel »Wie organisiere ich Wissen?« stellte Matthias Ballod, Professor an der Universität Halle, die Bausteine des Wissensmanagements vor.

Der Vortrag knüpfte an die Themenstellung des Forums »Verwaltung und Pädagogik« aus dem vergangenen Jahr an. Hier ging es darum, was unternommen wird, um den persönlichen Wissensstand immer auf dem Laufenden zu halten, die Frage zu beantworten, wie Einrichtungen sicherstellen, dass Erfahrungswissen bewahrt wird, welche Informationsflüsse für unabdingbar erachtet werden und was Mitarbeiter motiviert, ihr Wissen zur Verfügung zu stellen. Das Wissensmanagement hat verschiedene Phasen durchlaufen. Zu Beginn lagen rein technische Lösungen, beispielsweise unter den Stichworten »Total Quality Management« und »Data Mining«. Ergänzt werden diese Ansätze in der zweiten Entwicklungsstufen durch Foren, »Mapping«, »Social communities« und »Document sharing«. Aktuell stellt sich die Frage, wie sich die zukünftige Entwicklung gestalten wird. Es gilt, Methode und Strategien der Personalentwicklung zur gezielten Förderung aller Wissensprozesse in der Organisation zu entwickeln. Hierbei ist der Lebenszyklus von Mitarbeitenden beim Eintritt in das Unternehmen und beim Ausscheiden daraus zu beachten. Das Dreieck »Mitarbeiter« »Technik« und »Organisation« muss sich in einem Zusammenspiel immer wieder neu austarieren. Anhand der Beispiele, wie persönlich der Einkaufszettel gestaltet wird, die Kriterien für den Autoverkauf erstellt werden oder eine Terminplanung passiert, wird deutlich, wie unterschiedlich Wissen organisiert wird. Hierbei ist die individuelle Ebene von der organisationsnahen Betrachtung ebenso zu differenzieren wie die mediale Ebene. Oftmals ist es nicht der große Entwurf, der das Wissensmanagement unterstützt, sondern die Pflege bestehender Ansätze wie beispielsweise Jour-fixe-Mitarbeitergespräche und gemeinschaftliche Aktivitäten. Wichtig ist es, die Kooperation zu fördern, Interesse zu zeigen, Vertrauen zu schaffen und Konflikte auszuräumen. Am Beispiel des Anstellens von Bewertungen bei Versandhäusern wie beispielsweise »Amazon« wird deutlich, dass die Konsumenten

dazu neigen, Bewertungen zwar für die Kaufentscheidung zu berücksichtigen, aber selber eine geringere Bereitschaft zeigen, Bewertungen abzugeben. Das heißt, gerade für die Frage des Wissensmanagement ist es wesentlich, den Mehrwert, den die Mitarbeitenden davon haben, nämlich ihr Wissen zur Verfügung zu stellen, herauszustellen.

Der dritte und letzte Tag stand ganz im Zeichen der Personalentwicklung von älteren Mitarbeitern. Dabei war die Frage, wie diese neu für das Arbeitsfeld Erziehungshilfe motiviert werden können. Doris Laugwitz, Sportwissenschaftlerin und Trainerin für Arbeitsbewältigungscoaching aus Hamburg, stellte dies in zwei Vorträgen heraus.

Im ersten Vortrag vermittelte sie grundlegende Informationen zum Älterwerden. Im zweiten Teil stellte sie Instrumente der Personalentwicklung vor. Deutlich wurde, dass ältere Arbeitnehmer/innen keine homogene Gruppe darstellen und Altersstereotype die vorurteilsfreie Wahrnehmung blockieren. Um Belastungen vorzubeugen, ist es wesentlich, langandauernde körperliche Überforderungen, hohe psychische Beanspruchungen und starre Leistungsvorgaben sowie Belastungen in der Arbeitsumgebung wie Hitze, Lärm und schlechte Beleuchtung zu vermeiden. Schicht- und Nachtarbeiten stehen oftmals gegen den Rhythmus der »inneren Uhr«. Weiterbildung ist ein wesentliches Merkmal, um eine Passung zwischen den Anforderungen in den Einrichtungen und den Möglichkeiten der Mitarbeitenden herzustellen. Es kommt darauf an, zwischen den betrieblichen Anforderungen und den individuellen Kapazitäten die Waage auszutarieren. Die Fähigkeit der Arbeitsbewältigung beschreibt hierbei das Potential eines Menschen, eine Anforderung zu einem gegebenen Zeitpunkt zu bewältigen. Diese Größen können sich jeweils verändern und müssen immer wieder neu angepasst werden. Die Gesundheits- und Leistungsfähigkeit der Mitarbeitenden, ihre Kompetenzen, Werte und Einstellungen sowie Motivationen und die Arbeitsumgebung mit den Führungskräften, welche alle zusammen zur Arbeitsfähigkeit beitragen, bilden das »Haus der Arbeitsfähigkeit«. Wichtig hierbei ist es, das persönliche Umfeld und die Familie miteinzubeziehen. Gerade in Statusübergängen oder bei krisenhaften familialen Lebensereignissen, wie beispielsweise einer Pflegebedürftigkeit der Eltern, ist es für die Mitarbeitenden wichtig, dass es in diesen Situationen eine Passung zwischen den Anforderungen der häuslichen Situation auf der einen Seite und den betrieblichen Rahmenbedingungen auf der anderen Seite gibt. Die Fähigkeit der Arbeitsbewältigung bezieht sich demnach auf die körperliche und seelische Konstitution und das Gesundheitsverhalten, die Kompetenz und Qualifizierung, die Unternehmenskultur und die Führungsorganisation sowie die Arbeitsbedingungen. Wenn eine dieser Säulen wegbricht, gerät das »Haus der Arbeitsbewältigung« insgesamt in eine Schieflage. Hervorgehoben wird, dass eine individuelle Gesundheitsförderung in keinem Fall ausreicht, sondern diese immer einhergehen muss mit einem verbesserten Führungsverhalten für die Mitarbeitenden. Die Chance, dass sich die Arbeitsfähigkeit verbessert, ist bei verstärkten körperlichen Freizeitaktivitäten 1,8-fach, bei verringerten monotonen Tätigkeiten 2,1-fach und bei erhöhter Anerkennung durch Vorgesetzte 3,6-fach.

Instrumente für die Personalentwicklung von älteren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ist unter anderem das Messinstrument Arbeitsbewältigungsindex. Dieses stellt ein spezifisches Instrument der Gefährdungsbeurteilung dar. Die Fähigkeit zur Arbeitsbewältigung kann mit Hilfe eines standardisierten Fragebogens gemessen werden. Das Instrument darf ausschließlich von Präventionsberatern eingesetzt werden, weil die Vertraulichkeit oberstes Gebot ist. Gemessen wird die Fähigkeit der Arbeitsbewältigung im Vergleich mit der Besten jemals Erreichten im Verhältnis zu den körperlichen und psychischen Anforderungen in der Arbeit. Einbezogen wird die Anzahl der aktuellen ärztlich diagnostizierten Krankheiten ebenso wie der Krankenstand der vergangen zwölf

Monate, mentaler Ressourcen und Befindlichkeiten. Das Coaching der Arbeitsbewältigung ist demgegenüber eine Prozessberatung. Es basiert auf einer individuellen Analyse, der Einordnung in den betrieblichen Kontext und dem Maßnahmenplan in der Einrichtung, wobei ein Benchmarking mit anderen Trägern möglich ist. Krisenhaft sind solche Aussagen wie »Wertschätzung der Arbeit, die wir leisten, ist nicht da«, Sprüche wie »da müssen wir halt durch« helfen nicht unbedingt, wir wissen doch selbst, wie es zu machen ist und wie lange es dauert. Für die jeweiligen unterschiedlichen Gruppen der Mitarbeitenden wie

- gesundheitlich Gefährdete
- Langzeiterkrankte
- zyklisch ungerechtfertigt »Abwesende«
- Unstabile mit mittleren und unregelmäßigen Fehlzeiten und
- Gesunde und Gesundete

müssen jeweils verschiedene Konzepte für die Führungskraft vorliegen. Diese liegen beispielsweise in Arbeitsbewältigungsgesprächen, Fehlzeitengesprächen, Stabilisierungsgesprächen und einem anerkennenden Erfahrungsaustausch. Leitfragen können hierbei sein »Was gefällt Ihnen bei der Arbeit?«, »Auf was sind Sie besonders stolz in ihrem Unternehmen oder bei der Arbeit?«, »Was belastet und stört Sie?«, »Was würden Sie an meiner Stelle als erstes weiter verbessern?« und »Was macht das Unternehmen für die Gesundheit der Mitarbeitenden?«

In der Abschlussmoderation fasste der Leiter des Forums, Harald Meiß, die wesentlichsten Rückmeldungen und Schwerpunkte für das Jahr 2012 zusammen. Genannt wurden hier unter anderem die Bereiche: »Was macht ein gesundes Unternehmen aus?« und »Welche Übertragungsmöglichkeiten aus dem Gesundheitsmanagement bestehen für die Jugendhilfe?« Für die Teilnehmenden ist es wesentlich, sich immer wieder neu auf den Prozess der Veränderungen einzustellen und die Anforderungen der Praxis mit den Möglichkeiten und dem Engagement der Mitarbeitenden in eine gesunde Balance zu bringen.

Die Inhalte wurden vom EREV-Fachausschuss »Personal und Organisationsentwicklung« aufbereitet und unter der Moderation von Harald Meiß, Leiter des Geschäftsbereiches Jugendhilfe Hephata in Schwalmstadt, mit den Teilnehmenden vertieft. Insgesamt 83 Teilnehmer aus 14 Bundesländern nahmen an dem Forum teil.

Die Folien der Vorträge zum Forum 2011 sind auf unserer Homepage unter www.erev.de Service: Download/Skripte 2011 einzusehen. ❑

Vorschau:
Im nächsten Jahr wird es wieder ein Forum »Verwaltung und Pädagogik« geben. Der Termin ist der 25. bis 27. September 2012 in Eisenach.

Harald Meiß

Björn Hagen
Geschäftsführer, EREV
Flüggestr. 21
30161 Hannover
b.hagen@erev.de

Petra Wittschorek
Referentin, EREV
Flüggestr. 21
30161 Hannover
p.wittschorek@erev.de

Einweihung der Tagesklinik des Heilpädagogisch-Psychotherapeutischen Zentrums (HPZ) der Bergischen Diakonie Aprath in Wülfrath

*Annette **Bremeyer**, Hannover*

»Wir müssen alles tun, um aus weinenden Kindern lachende zu machen!« zitierte die Chefärztin der Klinik, Barbara Hoyer, die Österreicherin Ingrid Streicher. Diesem Ziel der Autorin von Lyrik-, Erzähl- und Kinderbüchern ist die Bergische Diakonie Aprath wieder ein Stück näher gekommen. Am 28. September 2011 wurde feierlich die Tagesklinik eingeweiht. Sie bietet Schonräume für sechs Kinder ab sechs Jahre, die »Goldfische«, sowie für sechs Jugendliche bis 18 Jahre, die »Laubfrösche«.

In ihrer Eröffnungsrede beschrieb Barbara Hoyer die zukünftigen Bewohnerinnen und Bewohner, die als »Goldfische« im Erdgeschoss und »Laubfrösche« im ersten Stock der Klinik ihren Tag verbringen können: Beide Wesen stellen die zwei verschiedenen Stationen der Klinik dar und bezeichnen gleichzeitig unterschiedliche Lebenszeiten der Kinder. Die »Goldfische« sind die Kleinen ab sechs Jahre und stehen nach C. G. Jung sinnbildlich für die reine Gefühlswelt; zu den Laubfröschen gehören die Jugendlichen bis 18 Jahre, die wie der Frosch als Wasser/Landwesen die Transformation von der Kindheit zur Pubertät symbolisiert. Die Kinder und Jugendlichen erhalten in der Tagesklinik die Möglichkeit, sich in einem unterstützenden und mit verschiedenen Therapieformen flankierten Rahmen in einen Prozess der Traumaverarbeitung und Vergangenheitsbewältigung einzulassen und gleichzeitig in ihrem gewohnten Umfeld verbleiben zu können.

Seit 37 Jahren gibt es das HPZ und mittlerweile heißt es »Wenn nichts mehr geht, geht Aprath«, sagte Pfarrer Jörg Hohlweger anerkennend in seiner Eröffnungsrede. Mit dem neuen ambulanten Angebot der Tagesklinik kann die Einrichtung diesem Auftrag nun noch besser gerecht werden.

Barbara Hoyer (Chefärztin), Dagmar Bläul (Oberärztin Ambulanz), Thomas Klemm (Pflege- und Erziehungsdienstleiter), Jörg Hohlweger (Pfarrer) mit Kindern und Jugendlichen der Tagesklinik

Nach einer gemeinsamen musikalischen Begrüßung mit dem HPZ-Lied und einer frisch gedichteten neuen Strophe für die Tagesklinik luden die Kinder und Jugendlichen ihre Gäste zur Stärkung mit selbstgebackenen Waffeln und Obstspießen auf eine Besichtigung in »ihr« Haus ein. Außerdem gab es für alle die Möglichkeit zum Netzwerken: So wuchs nach und nach auf einem Holzrahmen ein Geflecht aus Stoffstreifen für individuelle gute Wünsche, das für die Klinik gesponnen wurde.

»Jetzt können wir Kindern und Jugendlichen endlich auch eine wohnortnahe teilstationäre Behandlung anbieten, und zwar bis zu einem Alter von 18 Jahren. Das beinhaltet den Besuch der Klinik vormittags und nachmittags, während die Nächte und Wochenenden weiterhin in der Familie verbracht werden«, beschreibt die Chefärztin das Konzept und betont, dass so auch die familiären Beziehungsstrukturen gestärkt werden.

Mit einem Sammeltaxi werden die Kinder von zu Hause abgeholt. Nach einem gemeinsamen Frühstück steht dann der Schulbesuch in der Abteilung für Schuldiagnostik der diakonieeigenen Schule auf dem Programm. Nach dem Mittagessen und den begleiteten Hausaufgaben finden verschiedene therapeutische und pädagogische Angebote statt. »Diagnostik und Therapie erfolgen auf der Grundlage eines integrativen Behandlungskonzeptes, wobei für jedes Kind ein individueller Plan erstellt wird«, so Dagmar Bäuml, Oberärztin der Tagesklinik. »Einen besonderen Schwerpunkt stellt dabei die Arbeit mit den Eltern dar, die wir als ›Experten‹ für ihr Kind betrachten und dementsprechend intensiv mit einbeziehen möchten.«

Während des Klinikaufenthaltes steht den Kindern, Jugendlichen und ihren Familien unser multiprofessionelles Team zur Verfügung, das aus Ärzten, Psychologen, Pädagogen, Pflegekräften, Sozialarbeitern und Kreativtherapeuten (Kunst-, Bewegungs- und Musiktherapie) besteht.

Die kubische Architektur erfolgte in Anlehnung an die Gründungsbauten des HPZ, um hier eine Zugehörigkeit zu signalisieren. Das neue Gebäude verfügt insgesamt über zwei getrennte Trakte, zum einen der Trakt der Tagesklinik, zum andern der der Gruppe Löwenzahn für traumatisierte Mädchen. Die Halle als Verbindungsglied ist für beide Trakte nutzbar für Spiel, kleinere sportliche Aktivitäten, Gruppentherapien, Selbstverteidigungstraining oder auch zum Auspowern in krisenhaften Situationen.

Das Investitionsvolumen beträgt 900.000 Euro, Eigentümerin ist die Bergische Diakonie. Die Energieeffizienz des Gebäudes ist sehr hoch, weil die Fassade, Dach und Boden mit einer Dicke von 30 Zentimeter stark isoliert sind. Auch die Fenster sind dreifach isoliert, verwendet werden Biogas- und LED-Leuchten.

Das Thema »Wasser« entstand auf Grund der ursprünglichen Farbe der blauen Fassade. An dieses Thema ist auch die Farbgebung der Innenräume angelehnt. So ist die Hauptdekorationsfarbe blau. Auch die Symbolik der Gruppen, mit den wasserassoziierten Tieren Fisch und Frosch, hat sich daran orientiert. Inhaltlich stehen das Element Wasser und die Farbe Blau für Stille und Entspannung und schaffen eine ruhige und stabilisierende Atmosphäre. ❑

Annette Bremeyer
Referentin, EREV
Flüggestr. 21
30161 Hannover
a.bremeyer@erev.de

Rückschau: EREV-Fachtag »Basiswissen Datenschutz – Ist gute Arbeit trotz Schweigepflicht möglich?« am 30. September 2011 in Kassel

*Annette **Bremeyer**, Hannover*

Der EREV-Fachtag „Basiswissen Datenschutz« am 30. September 2011 bildete den Startschuss zur Veröffentlichung der EREV-Schriftenreihe »Basiswissen Datenschutz: Ist gute Arbeit trotz Schweigepflicht möglich?«, die die Autoren M. Karl-Heinz Lehmann und Christof Radewagen im Rahmen des Fachtages vorstellten. Sie verdeutlichten in ihren Beiträgen, dass es nicht um den bloßen Schutz von Daten geht. Ziel des Datenschutzes ist vielmehr der Mensch. Der Schutz seines allgemeinen Persönlichkeitsrechts und seiner Privatsphäre stehen im Mittelpunkt der Bemühungen des Datenschutzes. Datenschutz ist also vor allem auch eine Frage der Wertschätzung eines anderen und des damit verbundenen Vertrauens bei der gemeinsamen Problembewältigung.

Zu Beginn des Fachtages wiesen die Referenten darauf hin, dass die Teamarbeit im Arbeitsfeld Kinder- und Jugendhilfe bezüglich des Datenschutzes ein Problem darstellen kann, da auch im Team berufliche Schweigepflicht gilt. Dies muss den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern bewusst sein, denn für die Arbeit im Team bedeutet dies, dass personenbezogene Daten oder Sozialdaten von betroffenen Kolleginnen und Kollegen nicht unbefugt weitergegeben werden dürfen, selbst wenn diese auch der Schweigepflicht unterliegen. Um innerhalb eines Teams beraten und dabei auch Daten, die einer Fachkraft anvertraut wurden, weitergeben zu können, bedarf es der vorherigen schriftlichen Einwilligung der betroffenen Person. »Die Weiterleitung an andere schweigepflichtige Personen ist strafbar, denn der Datenschutz ist eng mit dem Strafgesetzbuch verknüpft (§ 203)«, sagte Karl-Heinz Lehmann und ergänzte, dass auch die Veröffentlichung von Fotos immer auf einer schriftlichen Einwilligung beruhen soll, schon zur eigenen Absicherung.

M. Karl-Heinz Lehmann, Christof Radewagen

Was umfasst berufliche Schweigepflicht?

Die Autoren verdeutlichten, dass es in einem Prozess der Bewusstseinsbildung darum geht, zu lernen, wie der Datenschutz verantwortungsbewusst anzuwenden ist. Hierfür sollte stetig geworben werden, um der Schweigepflicht als wertschätzende Haltung gegenüber Kindern und Jugendlichen eine Basis zu geben.

In diesem Kontext stellen beispielsweise die Entwicklungs- oder früheren Heimberichte ein Problem dar. Sie waren im Jugendwohlfahrtsgesetz sinnvoll, sind aber mit dem SGB VIII wegen des Hilfeplangesprächs überflüssig geworden, folgen sie doch regelmäßig einem einseitig geprägten Expertenhandeln, das die Betroffenen in der Hilfegestaltung zu Objekten degradiert, anstatt sie als Experten in eigener Sache an den sie betreffenden Entscheidungen aktiv zu beteiligen, wie es

ihr Subjektstatur nach dem SGB VIII verlangt. Darüber hinaus verstoßen solche Berichte aber auch gegen die berufliche Schweigepflicht nach § 203 StGB der berichtenden Sozialarbeiter und Sozialpädagogen und gegen die einschlägigen Regelungen des Sozialdatenschutzes, denn die Daten sind beim Betroffenen selbst zu erheben.

Eine Frage aus dem Plenum des Fachtages lautete, ob die Schweigepflicht auch in der Ausbildung berücksichtigt werden muss. Auch während der Ausbildung ist auf die Schweigepflicht beziehungsweise die schriftliche Entbindung von dieser zu achten. Eine Ausnahme stellt hier die anonyme Beratung dar, denn wenn keine Daten weitergegeben werden, ist sie obsolet.

Datenschutz und neue Medien:
Was sollte ich im Umgang damit wissen?

Datenschutzrechtlich sehr kritisch sind beispielsweise die Übermittlung von Sozialdaten per unverschlüsselter E-Mail oder PC-Programme mit Fernwartungsverträgen, da hier Informationen von Dritten eingesehen werden können, die der Schweigepflicht unterliegen. Krankenhaus haben daher lange Zeit keine Fernwartung gemacht. Daten sollten maximal fünf Jahre gespeichert werden, dann können sie gelöscht werden. Das Dateisystem sollte jeweils so schlank wie möglich gehalten werden.

Wenn Daten nicht mehr gebraucht werden, sind sie also zu löschen und nur wenn der Adressat einverstanden ist, könne sie weitergegeben werden. Das gilt auch für die Zeit nach dem Ende einer Maßnahme. So arbeitete Reinhard Wiesner in einem Beitrag zum Datenschutz heraus, dass es problematisch ist, wenn ein Familienhelfer nach dem erfolgreichen Abschluss einer Maßnahme Daten weitergibt. So wird das Vertrauen der Adressaten nachträglich erschüttert.

Die EREV-Schriftenreihe informiert über viele dieser Aspekte sehr dezidiert und vertiefend auch anhand von Fällen aus der Praxis. So werden beispielsweise Fragen, die auch auf dem Fachtag gestellt wurden, im Heft beantwortet, wie etwa »Was muss in einer Einwilligung zur Datenweitergabe/Schweigepflichtsentbindung stehen?« Dazu und zu anderen Fragen enthält das Heft einen Vordruck beziehungsweise Muster. ❑

Annette Bremeyer
Referentin, EREV
Flüggestr. 21
30161 Hannover
a.bremeyer@erev.de

Rückschau: EREV-Forum »Baustelle Sozialraum« vom 05. bis 07. Oktober 2011 in Hannover

*Annette **Bremeyer**, Hannover*

Das EREV-Forum »Sozialraum« fand in diesem Jahr im Stephansstift in Hannover statt. Erstmals gehörten rund ein Drittel der Teilnehmerinnen und Teilnehmer der öffentlichen Jugendhilfe an. Damit ist die Fachgruppe »Sozialraum« ihrem 2004 gesetzten Ziel eines stetigen Dialoges freier und öffentlicher Träger auf dem Forum erneut näher gekommen.

Zum Auftakt gab das Thema »Politische Einflussnahme« den Rahmen für den ersten Tag vor: Nach den drei Kurzreferaten »Das Wahrnehmen politischer Verantwortung für Kinder und Jugendliche« (*Caren Marks, (MdB), jugendpolitische Sprecherin der SPD),* »Das Wahrnehmen politischer Verantwortung als ein Träger der Kinder- und Jugendhilfe« *(Wilfried Knorr, Direktor Herzogsägmühle, 1. Vorsitz. des EREV) sowie* »Lobbyarbeit für Kinder und Jugendliche vor dem Hintergrund der demographischen Entwicklung und der zunehmenden sozialen Segregation« *(Heinz Hilgers, Präsident des Deutschen Kinderschutzbundes)* erhielten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer die Möglichkeit, mit den Referenten in einer Fish-Bowl-Diskussion in Kontakt zu treten.

Fish-Bowl-Diskussion

Caren Marks sprach sich zu Beginn der Diskussion für den Einsatz von Familienhebammen aus, wies aber auch auf die Gefahr hin, dass keine Parallelstrukturen daraus entstehen dürften, sondern die Hebammen in einem Netzwerk tätig sein sollten. Für ihre Qualifizierung müssten finanzielle Mittel bereitgestellt werden.

Zum Thema »Finanzielle Mittel« wies Wilfried Knorr darauf hin, dass die Kosten der Sozialarbeit vergleichsweise wenig gestiegen seien und legte eine Übersicht der Kostenentwicklung in den vergangenen zehn Jahren vor, die dies eindrücklich

Fish-Bowl-Diskussion mit Caren Marks, Wilfried Knorr, Heinz Hilgers

zeigt. Zustimmung gab es hierzu auch aus dem Plenum von Vertretern öffentlicher Jugendhilfeträger, denn das Geld sei da, es werde nur falsch verteilt.

Jedoch machte Wilfried Knorr in diesem Zusammenhang auch klar, »dass die Jugendhilfe eine Lust an Qualität entwickeln« solle, und Fachlichkeit auch etwas kosten muss als eine Investition in die Zukunft. Jedoch sollten die Hilfen stets fachlich reflektiert sein und es dürfe keine Beratung im Zwangskontext geben, betonte Heinz Hilgers. Hier sei eine verantwortungsvolle Haltung unerlässlich.

Zudem müssten die öffentlichen und freien Träger der Jugendhilfe so aufgebaut werden, dass Kontakte als normal und nicht als stigmatisierend angesehen werden. Dazu entwickelte sich die Diskussion um das Thema, wie viel Partnerschaft möglich ist. Ein Teilnehmer aus der öffentlichen Jugendhilfe sprach von folgenden Erfahrungen: »Wir sind keine Partner, weil wir den § 8a im Nacken haben, die Grenzen sind klar gesteckt: Im Rathaus ist man als Jugendamt der Depp, weil man das meiste Geld ausgibt, es wurde bisher schön geredet, das Jugendamt ist nicht der Partner des Kindes.«

Gerade hier ist die Netzwerkarbeit vonnöten, die jedoch Vorreiter braucht, wie das Beispiel aus Nordfriesland es zeigt. Daneben ist ein Leitfaden für die gemeinsame Sprache unterstützend. »Die Vernetzung muss intelligent und vernünftig geplant werden, dann klappt es mit der gemeinsamen Sprache«, bekräftigte Heinz Hilgers. Den Kommunen sollte diese Investition etwas wert sein.

Wilfried Knorr verwies auf die Jugendhilfetage als gute Gelegenheiten, miteinander ins Gespräch zu kommen, jedoch nur dann, wenn sie nicht zur reinen Selbstbeweihräucherung verkommen, wie dies heute oftmals zu sehen ist. Auch diese größte Jugendhilfemesse sollte wieder politischer werden und eine Plattform, um mit den Jugendämtern offensiver zu diskutieren, wo es klemmt. Aus dem Plenum kam ein klares Votum für das politische Engagement der freien Träger.

Nach einem Referat über die stationären sozialräumlichen Hilfen in Stuttgart, das Regina Weißenstein (eva, Stuttgart) und Oliver Herweg (Jugendhilfeplanung, Stuttgart) gemeinsam hielten, bekamen am zweiten Tag des Forums – in mittlerweile bewährter Weise – verschiedene Projektvorstellungen Raum. Hier wurden kurz drei Modelle vorgestellt: die stationären Hilfen in den Sozialräumen Münsterland (*Reintegration – ein Versuch, den Rückführungsauftrag ernst zu nehmen),* Nordfriesland *(Gemeinsame Haltung aller Beteiligten: schwierige Fälle da bearbeiten, wo sie sind, nicht wegorganisieren)* und Stuttgart (zwei Grundannahmen nach dem SIT-Ansatz: 1. Eltern wollen gute Eltern sein und Kinder wollen von ihren eigenen Eltern erzogen werden 2. Wenn Eltern inaktiv sind, sind sie nicht sperrig, unfähig, krank oder Ähnliches, sondern in Mustern verfangen).

Daneben wurden das sozialräumliche Projekt HEiS (Hilfen zur Erziehung im Stadtteil), das der KSD der Landeshauptstadt Hannover gemeinsam mit den freien Trägern der Hilfen zur Erziehung entwickelt hat, sowie ein Beispiel für die Umsetzung kommunalpolitischen Handelns als freier Träger vorgestellt.

Der dritte Tag stand unter dem Zeichen der rechtlichen Grundlage des sozialräumlichen Ansatzes und wurde von Knut Hinrichs – einem der Anwälte der klagenden Seite des freien Osnabrücker Trägers – sehr klar verständlich juristisch eingeleitet. Das Referat bildete die Grundlage für das kontroverse Abschlussreferat von Birgit Stephan aus Nordfriesland, sodass das Forum in diesem Jahr mit einem moderierten Streitgespräch, das den Konflikt noch einmal erhellte, endete.

Beide Seiten waren sich einig, dass es eine gesetzliche Klärungslücke gibt, die geschlossen werden muss.

Dies zeigt auch die jüngste Initiative der SPD-geführten Bundesländer zur Gesetzesänderung des SGB VIII. Der Rechtsanspruch auf Hilfe zur Erziehung soll nach dem Wunsch der SPD-Staatssekretäre »durch eine Gewährleistungsverpflichtung des Öffentlichen Jugendhilfeträgers erbracht werden«, wie es Reinhard Wiesner beschreibt. Hier sollen die Hilfen zur Erziehung gegen sozialräumliche Angebote ausgespielt werden.

Dieses Thema wird auch die EREV-Fachgruppe in den kommenden Jahren weiter begleiten.

Im kommenden Jahr findet das Forum »Sozialraum« vom 19. bis 21. September in Kassel-Wilhelmshöhe satt. ❑

Annette Bremeyer
Referentin, EREV
Flüggestr. 21
30161 Hannover
a.bremeyer@erev.de

Exkursion ins Nachbarland

*Susanne **Götze-Mattmüller**, Eppingen-Kleingartach; Reinhard **Pöhlker**, Bad Bentheim*

Die Fachgruppe Förderschulen des EREV nutzte ihre Tagung im September in Kehl für den Besuch einer Jugendhilfeeinrichtung im Nachbarland Frankreich. Im Norden von Strasbourg, weit außerhalb und nur erreichbar über eine lange Allee durch Felder und Wälder, steht ein Schloss, das Chateau d´Angleterre. Dort befindet sich die Einrichtung mit Schule: l'établissement éducatif et pédagogique, Château Angleterre, rue du Château d'Angleterre 67800 BISCHHEIM.

Fachgruppe Förderschulen vor dem Château d´Angleterre

Die Gruppe wurde vom Gesamtleiter Philippe Wehrung empfangen und – gemeinsam mit einer Dolmetscherin – tauschten die Fachkräfte Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen deutschen und elsässischen/französischen Jugendhilfeeinrichtungen und Sonderbeschulungen aus.

Ein bisschen Geschichte

Das Gebäude ist tatsächlich ein Schloss aus dem 17. Jahrhundert, errichtet von einem Engländer. Zunächst diente das zugehörige Land dazu, Tabak und Kartoffeln anzubauen. Doch bereits 1870 wurde der Gebäudekomplex umgewidmet, und zwar in eine Strafkolonie für Minderjährige. Nachdem ein Journalist dort Missbrauchsfälle aufgedeckt hatte, wurde sie 1925 wieder geschlossen. In den Jahren 1946/47 wurde die Anlage durch die Arbeit von Jugendlichen im Alter von 13 bis 21 Jahren, die dort untergebracht waren, restauriert und ist heute eine Einrichtung für verhaltensauffällige männliche Jugendliche. Bis in die 80er Jahre hinein arbeitete das Haus als »Centre d´Observaciòn«, das heißt, die Jugendlichen wurden sechs bis acht Monate beobachtet und danach in anderen Einrichtungen untergebracht.

Das Château d´Angleterre ist in der Region bekannt als der »Englische Hof« und wird schon mal als Drohung genutzt: »und wenn de net ruhig bisch, komscht auf de englische Hof«.

Die Wirklichkeit

Das Chateau d`Angleterre gehört zur weit verzweigten Associaciòn ARSEA, die im Elsass mit drei verschiedenen Säulen verankert ist:
Eine Säule ist die Arbeit zum Schutz der Jugendlichen, zu der die besuchte Einrichtung gehört, die zweite Säule stellt Einrichtungen für behinderte, einschließlich autistischer Menschen zur Verfügung und die dritte Säule bietet Sozialarbeit an.

Die Gesamteinrichtung verfügt über insgesamt 36 Plätze. Es werden Jugendliche im Alter zwischen 13 und 18 Jahren untergebracht. Es handelt sich dabei um Jugendliche, die misshandelt oder missbraucht wurden, die durch Schulverweigerung oder anderes aufgefallen sind. Die Aufnahmekriterien sind belastete Familienverhältnisse, Drogen, Delinquenz, aber keine geistige und körperliche Behinderung und auch keine Epilepsie. In der Regel wird die Entscheidung der Unterbringung durch den Jugendrichter getroffen. Auch bei Straffälligkeit gilt in Frankreich das Prinzip: erst erziehen, dann strafen.

In den vergangenen Jahren mehren sich die Aufnahmen von minderjährigen unbegleiteten Flüchtlingen, deren Anwesenheit sich positiv auf das soziale Klima unter den Jugendlichen auswirkt.

Die Jugendlichen bleiben meist bis zu zwei Jahre in der Einrichtung, manchmal auch länger. Sie leben in Drei-Bett-Zimmern, besuchen eine Schule, die eigene oder außerhalb, oder gehen arbeiten beziehungsweise sind in einem Ausbildungsverhältnis. Es gibt auch Jugendliche, die in einer Art BJW leben und im Château zur Schule gehen. Die Jugendlichen werden auf drei Gruppen je nach Alter aufgeteilt.

- Gruppe 1: ab zwölf Jahren
- Gruppe 2: von 15 bis 16,5 Jahren
- Gruppe 3: ältere, die ihre Ausbildungsstelle außerhalb haben

Es gibt immer mehr Jugendliche, die nicht mehr nach Hause wollen, da sie dort keinen Platz haben und weder Aufmerksamkeit noch Versorgung erhalten. Philippe Wehrung stellt ebenfalls fest, dass die Jugendlichen heute stärker sozial verwahrlost sind und häufiger psychiatrische Auffälligkeiten zeigen. Jugendliche, die in Psychiatrien untergebracht werden, können dort unbegrenzt verbleiben, wenn es für sie keine tragfähige Anschlussalternative gibt.

Die hauseigene Schule bietet 24 Plätze (*nebenbei: das Schulgebäude ist seit 1958 ein Provisorium).* Zurzeit sind 18 davon belegt. Der Unterricht findet in vier Gruppen mit maximal sechs Jungen statt. Die Jungen werden von insgesamt zwei Vollzeitlehrkräften betreut, unterstützt von Lehrern für Fachpraxis (4) und Sportlehrkräften (2) auf je halben Stellen.

In Frankreich gibt es keine Sonderpädagogen mehr, diese Qualifizierung wurde abgeschafft, weil sie zu teuer war. Ein Psychiater ist für den Gesamtbereich zuständig (Diagnostik, Behandlung).

In den Werkstätten findet eine qualifizierte Anleitung in den Bereichen Schreinerei, Haustechnik, Elektro, Automechanik und Pferdepflege mit Reitmöglichkeit statt.

Eine inklusive Beschulung für seine Schüler konnte sich der Gesamtleiter nicht vorstellen, sie würden dort »durchfallen«. Er beschrieb darüber hinaus noch Fälle, die bis 14 Jahre im öffentlichen Schulsystem beschult wurden und nach Gewaltvorfällen nicht mehr gehalten werden konnten, die zwar schulische Kenntnisse haben, aber grundlegende Verhaltensweisen – wie pünktlich aufstehen oder sich pflegen – nicht haben.

Im Heim- und Schulbereich gilt ein klares Regelsystem, das aber nicht rigide für alle gleich angewandt wird. Bei einer zu starren, wenig flexiblen Auslegung steigen die Spannungen zwischen Erziehern oder Lehrkräften und Schülern erheblich, die dann häufig Gewalt hervorrufen und zur Eskalation führen. Für das Personal ist es wichtig, bei der Durchsetzung des Regelwerkes und der Konsequenzen eine stabile Persönlichkeit zu haben, präsent zu sein, gut zu beobachten, gut wahrzunehmen, richtig zu interpretieren, ein gutes Fingerspitzengefühl zu entwickeln und eine gute Beziehung zu den Probanden aufzubauen. Ein Programm zur Gewaltprävention gibt es nicht.

Die EREV-Fachgruppe Förderschulen besteht aus:

- Dinter, Beate, Schulleiterin, Sonneck-Schule, Neukirchen-Vluyn
- Götze-Mattmüller, Susanne, Lehrerin, Leiterin des Gremiums,
- Christian-Heinrich-Zeller-Schule, Eppingen-Kleingartach
- Gross, Hans-Jürgen, Organisationsleiter, Knüllwald-Rengshausen
- König, Daniel, Schulleiter, Ludolf-Wilhelm-Fricke-Schule, Stephansstift, Hannover
- Krüger, Karl-Heinz, Sonderschulrektor, Schule der Bergischen Diakonie Aprath, Wülfrath
- Pöhlker, Reinhard, Sonderschulrektor, Eylardus-Schule, Bad Bentheim
- Rein, Horst, Sonderschulrektor, Diasporahaus Bietenhausen, Schule für Erziehungshilfe, Rangendingen

- Schenkel, Klaus, Schulleiter Hephata Diakonie, Dietrich-Bonhoeffer-Schule, Immenhausen
- Springborn, Anja, Schulkoordinatorin, EJF – gemeinnützige AG Ev. Schulzentrum, Schwedt/OT Vierraden

Noch etwas

In den Vogesen gibt es eine Außenstelle zur Intensivbetreuung von sieben jugendlichen Straftätern, die von zwölf Betreuern versorgt werden. In Strasbourg befindet sich das Maison de Juventud, eine Art Notaufnahme für Jugendliche, die sich dort duschen können und denen dort geholfen wird, neue Wege zu finden.

En fin

Die Jugendhilfe und die Schule für Jugendliche mit besonderem Förderbedarf haben es schwer in Frankreich, werden aber dennoch von den Menschen dort mit viel Engagement ausgefüllt. ❑

Susanne Götze-Mattmüller
Schulkoordinatorin Mädchen
Christian-Heinrich-Zeller-Schule
Hagstr. 15
75031 Eppingen-Kleingartach
susanne.goetze_mattmueller@djhn.de

Reinhard Pöhlker
Sonderschulrektor
Eylardus-Schule
Imstiege 11
48455 Bad Bentheim
reinhardpoehlker@eylardus-schule.de

IJOS GmbH
Institut für Jugendrecht, Organisationsentwicklung und Sozialmanagement

Perspektiven für soziale Dienstleister

- Change Management
- Strategien & Analysen
- Projektentwicklung
- Monitoring & Supervision
- Fortbildung

IJOS GMBH
Institut für Jugendrecht, Organisationsentwicklung und Sozialmanagement

Postfach 1607
49114 Georgsmarienhütte

Tel: 0 54 01-40 847
eMail: info@ijos.net

www.ijos.net

Ein (roter) Punkt für die Diakonische Jugendhilfe Region Heilbronn: Die Verleihung des red dot design awards in Berlin

Die Diakonische Jugendhilfe Region Heilbronn (DJHN) ist für seine Medien zur Kampagne »In Bewegung! – 50 Jahre Diakonische Jugendhilfe« mit einem der wichtigsten internationalen Design-Preise ausgezeichnet worden. Der Preis wurde Anfang Oktober 2011 in Berlin verliehen. Der renommierte »red dot« kommt einem Oscar für Kommunikations-Design gleich. In 24 Wettbewerbskategorien bewertete eine Expertenjury in diesem Jahr mehr als 6.000 eingereichte Arbeiten aus 40 Ländern.

Die Kampagne, zu der auch ein 120-seitiges Jubiläumsbuch gehört, entstand im Rahmen des 50-jährigen Bestehens der Diakonischen Jugendhilfe Region Heilbronn e. V. (ehem. Kinderheimat Kleingartach / Jugendwerkstätten Heilbronn). Ziel war es, die dynamische Entwicklung der diakonischen Jugendhilfeeinrichtung mit Sitz in Kleingartach bei Heilbronn vor dem Hintergrund der sich wandelnden gesellschaftlichen Anforderungen der vergangenen 50 Jahre aufzuzeigen. Die Gestaltung sollte das Jubiläums-Motto »In Bewegung!« aufnehmen. Durch Beiträge von Zeitzeugen wurde ein lebendiges Bild von der Vergangenheit gezeichnet. In rund 14-monatiger Kleinarbeit entstand aus unzähligen Details, Bildern und Dokumenten ein Buch, das durch seine Authentizität anrührt und informiert.

»Es reicht heute nicht mehr aus, nur hochwertige soziale Arbeit zu leisten«, sagt Siegfried Gruhler, Vorstand der Diakonischen Jugendhilfe Region Heilbronn. »Es ist genauso notwendig, sie auch in der Öffentlichkeit bekannt zu machen, sei es um öffentliche Gelder oder Spenden zu erhalten oder um ein Bewusstsein für die Notwendigkeit sozialer Hilfeangebote zu erzeugen.« Mit der neuen Außendarstellung seit dem Zusammenschluss der beiden ehemals eigenständigen Einrichtungen »Kleingartacher Kinderheimat« e. V. und »Jugendwerkstätten Heilbronn« e. V. zum Verbund der Diakonischen Jugendhilfe Region Heilbronn e. V. gelinge es zunehmend, Kompetenzen und Angebote zu kommunizieren.

»Dieser Erfolg zeigt nicht nur, dass die Botschaft der Diakonischen Jugendhilfe inhaltlich und visuell überzeugen konnte, sondern auch, dass herausragende Kommunikationsleistungen nicht nur in den Medienmetropolen entstehen: Sowohl Auftraggeber als auch Designagentur agieren aus Überzeugung im ländlichen Gebiet und bewiesen damit den hohen Leistungsstandard auch in der Provinz«, so Martin Reiss, Designer und Geschäftsführer der ARTelier Reiss KG.

Die von der DJHN zusammen mit dem ARTelier Reiss aus dem rheinhessischen Volxheim entwickelten Medien der Jubiläumskampagne wurden inzwischen mehrfach für ausgezeichnetes Kommunikationsdesign gekürt. (*ab*) ❑

Hinweise

ConSozial 2011 mit den Themen »Nachhaltigkeit« und »Personalentwicklung«

Unter dem Motto »Soziale Nachhaltigkeit – wer erzieht, pflegt und hilft morgen?« fand vom 2. bis 3. November 2011 die 13. ConSozial statt. Plenumsreferent Prof. Dr. Dr. Radermacher zeigte auf der Grundlage seiner international vergleichenden Forschungen, dass ökologische und wirtschaftliche Nachhaltigkeit nicht ohne soziale Gerechtigkeit zu haben ist. Dies gelte in der aktuellen Finanzmarktkrise insbesondere mit Blick auf Europa und die Globalisierung. Der Präsident der Bundesarbeitsgemeinschaft der Freien Wohlfahrtspflege, Johannes Stockmeier betonte, dass sich die Wohlfahrtsverbände neben den sozialen Herausforderungen künftig verstärkt auch ökologischen und ökonomischen Fragen der Nachhaltigkeit stellen müssen.
Besonderer Anziehungspunkt der Messe war die Sonderschau »Nachhaltig – Wirtschaften«. Die Angebote reichten von intelligenter Energie- und Wärmeerzeugung über nachhaltigen Einkauf bis hin zum Computer-Recycling durch Werkstätten für Menschen mit Behinderungen.
Den mit 10.000 Euro dotierten ConSozial-Managementpreis verlieh die Bayerische Sozialministerin Christine Haderthauer an die nueva gGmbH Graz gemeinsam mit der nueva Qualitätsgemeinschaft Berlin. Dieses Projekt evaluiert Einrichtungen der Behindertenhilfe aus Nutzersicht durch speziell dafür ausgebildete Menschen mit geistiger Behinderung.

Die 14. ConSozial wird vom 7. bis 8. November 2012 erneut in Nürnberg stattfinden.
Weitere Informationen: www.consozial.de, info@consozial.de, Tel. 09128/502601

Neu: Fachbuch zur Elternarbeit in Jugendhilfe, Kita und Schule

Unter dem Titel »Erfolgreich erziehen helfen« legt die Psychologische Psychotherapeutin Susanne Egert einen Leitfaden für die pädagogische Praxis vor. Sie bietet beispielsweise Antworten auf die Fragen »Wie erreiche ich eine oft als schwierig empfundene Klientel?« Oder »Wie gelingt eine nachhaltige Veränderung im Erziehungsverhalten?« Das Buch vermittelt zunächst die für erfolgreiche Elternarbeit wesentlichen Grundhaltungen wie etwa Akzeptanz, Wertschätzung, keine Schuldzuweisungen. Darauf aufbauend geht es um notwendige Methoden und Techniken zur gezielten Veränderung. Der Leitfaden integriert Elemente verschiedener Therapieformen und bezieht sich auch auf das von Susanne Egert entwickelte Rendsburger Elterntraining©.

Das Buch »Erfolgreich erziehen helfen« ist im Kohlhammer-Verlag erschienen.

AFET veranstaltet Fachtagung »Partizipation«

Am 19. und 20. September 2012 veranstaltet der AFET in Dortmund seine Fachtagung »Partizipation lernen und leben – Aufgabe und Herausforderung für die öffentliche und freie Jugendhilfe«. Die Tagung vermittelt neue Perspektiven und Impulse zum Thema »Partizipation ›lernen‹ als Aufgabe« und »Partizipation ›leben‹ als innere Haltung«.
In Referaten werden neue und erstaunliche Sichtweisen aus der Hirnforschung und Neurologie sowie auf das Web. 2.0 / Social Media und der Politikwissenschaft vorgestellt. Praktische Impulse verdeutlichen, wie Lernprozesse mit Beteiligung im Heimatsystem organisiert werden können und Partizipation als pädagogisches Prinzip am Beispiel der Themen »Inklusion«, »Ombudsstellen« sowie »Partizipation/Beteiligung im Hilfeplanverfahren« gestaltbar ist. Das Tagungsprogramm erscheint im Januar 2012 und kann in der AFET-Geschäftsstelle angefordert werden. Außerdem wird es als Download unter www.afet-ev.de zur Verfügung stehen. (*ab*) ❑

Nr.: 08/2012

EREV – FREIE SEMINARPLÄTZE – FREIE SEMINARPLÄTZE

AUSBILDERTAGE: »Hart aber fair« – Wenn Jugendberufshilfe auf Wirklichkeit trifft

Eine Kooperationsveranstaltung mit dem Stephansstift – Zentrum für Erwachsenenbildung

Inhalt und Zielsetzung

Die Ausbildertage sind ein Angebot für handwerkliche und pädagogische Kräfte aus Einrichtungen der Jugendhilfe mit beruflicher Bildung. Im Berufsbildungsalltag kommt es immer wieder vor, dass uns Jugendliche durch ihre Verhaltensweisen und Ausdrucksformen Rätsel aufgeben.
»Ist das noch normal?«
»Was mache ich da bloß falsch?«
»Ist der bei uns überhaupt richtig?«
So oder ähnlich lauten häufig gestellte Fragen.

Wir wollen in diesem Seminar Antworten auf diese Fragen finden, indem wir
- unsere Erfahrungen mit besonderen Jugendlichen austauschen,
- Hintergründe für bestimmte Persönlichkeitsstörungen beschreiben und
- hilfreiche Strategien zur Förderung besonderer Jugendlicher erarbeiten.

Ausbilder, Lehrkräfte und Sozialpädagogen reflektieren in einem lebendigen Seminar ihre Arbeitsweise und erarbeiten in diesem Jahr vorrangig Strategien zu einem angemessenen Umgang mit besonders schwierigen jungen Menschen.
Voraussetzung für eine erfolgreiche individuelle Förderplanung ist ein sicheres Erkennen und Zuordnen von besonderen Auffälligkeiten und Störungen.
Auch das Wahrnehmen der eigenen Grenzen und das Einfordern von fachkundiger Hilfe sind Bestandteile einer verantwortlichen und hilfreichen beruflichen Förderung.

Ziel des Seminars ist es, die Teilnehmerinnen und Teilnehmer mit häufig auftretenden Störungsbildern vertraut zu machen und durch die erworbene Sachkenntnis, Unsicherheiten und Ängste im Umgang mit schwierigen Jugendlichen abzubauen.

Methodik	Impulsreferate, Übungen, Austausch
Zielgruppe	Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen aller Berufsgruppen aus Einrichtungen der Jugendhilfe mit berufsbildenden Angeboten
Leitung	Anette Kotnik, Berlin / Karlheinz Kohl, Berlin
Termin/Ort	
Teilnahmebeitrag	269,- € für Mitglieder / 309,- € für Nichtmitglieder, inkl. Unterkunft und Verpflegung
Teilnehmerzahl	20